Nr. 15 — Leipzig, den 15. April — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbetrachtungen: 6. Der Opfertod — Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis: 2. Suchen und Finden — Robert Elsmere. Roman von Mrs. Humphrey Ward 3 — Die Sklaverei und die Religionen: Nach dem Französischen von R. Chatelanat — Russische Briefe: Von einem Juristen 2 — Tagebuchblätter aus Italien: 11. Karfreitag in Messina — Verschiedenes: Aus der baltischen Kirche; Aus Petersburg; Noch einmal: Der Papst ein andrer Christus; Schicksale eines Manuskripts; Berichtigung — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Passionsbetrachtungen

6. Der Opfertod

Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen
(Ev. Joh. 6, 51)

In der früher erwähnten neuesten philosophischen Ethik von Fr. Paulsen wird die Frage erörtert, welche Wahrheiten die Welt als einen unverlierbaren Besitz von dem Christentume überkommen habe. Am Schlusse des betreffenden Abschnitts (die moderne Lebensanschauung) heißt es Seite 126 und 127:

> Die dritte große Wahrheit, die das Christentum der Menschheit tief eingeprägt hat, ist: die Welt lebt durch den freiwilligen Opfertod des Unschuldigen und Gerechten. Was immer formel- und systemsüchtige Theologen daraus gemacht haben mögen, an sich ist es die tiefste geschichtsphilosophische Wahrheit: die Völker leben dadurch, daß die Besten und Selbstlosesten, die Kräftigsten und Reinsten sich selbst zum Opfer darbieten. Was die Menschheit an höchsten Gütern besitzt, durch jene ist es erworben und mit Verkennung, Ausstoßung und Tod ihnen gedankt worden. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte des Märtyrertums; der Text zu der Predigt, die Menschheitsgeschichte heißt, ist der Text der Karfreitagspredigt aus dem 53. Kapitel des Propheten Jesaia. Nach einem alten Glauben muß in das Fundament eines Baues, der dauern soll, unschuldiges Leben eingemauert werden. Der Glaube könnte der Geschichte entnommen sein: auch sie mauert in das Fundament ihrer Bauwerke unschuldiges Leben. Unter den Lebensformen der abendländischen Welt hat als die dauerndste bisher die Kirche sich erwiesen: ihr Grund ist in den Opfertod Christi gelegt; weshalb mit sinnvollem Brauch die alte Kirche in die Mitte des religiöskirchlichen Lebens das Symbol des ewigen Opfers gestellt hat.

Der philosophische Ethiker sieht hiernach in der Verkündigung der christlichen Kirche von dem Opfer Christi wesentlich ein Symbol dieses Opfergedankens, und es scheint ihm, wie so manchem edlen Geiste unter unsern Zeitgenossen, der Mut zu fehlen, dieses Symbol für eine Wirklichkeit zu nehmen.

Wir sind nunmehr der Leidenswoche ganz nahe gekommen, und wir werden bei der Feier des Karfreitags das Leiden des Herrn sich krönen sehen in seinem Tode, in dem Opfer, das er wirklich bringt und das darum in seinen Augen auch eine wirkliche Folge haben muß.

Um das Mysterium des Opfertodes hat sich von Anfang an die ganze Kraft und auch der Ueberschwang des christlichen Denkens, hat sich auch der Streit der Kirchen und Konfessionen gesammelt, und nicht selten ist unter den Wolken des Streites die Sache selbst den Streitenden entrückt worden.

Auch unter evangelischen Theologen, die einverstanden sind über die Prinzipien einer gesunden, d. h. geschichtlichen Auffassung und Auslegung der heiligen Schrift, ist der geschichtliche Ausgangspunkt, den alle Untersuchungen über den Opfertod des Herrn nehmen müssen, oft übersehen worden. Für dieses Stück der Lehre unsres Herrn haben wir nämlich die sicherste und widerspruchsloseste, die älteste und allgemeinste Ueberlieferung, die es geben kann. Sie ist enthalten in der von Jesus selber eingesetzten Feier seines Todes, als der Grundlage des gesamten christlichen Gemeinschaftslebens: im heiligen Abendmahl.

Es hat Christengemeinden gegeben, die nicht eines unsrer Evangelien, die vielleicht nicht einen unsrer neutestamentlichen Briefe gelesen haben; „das Brot gebrochen“ (vergl. Apostelgeschichte 2, 42) haben sie alle. An dieser Feier haben sie sich gekannt, und selbst ohne Worte würde diese Feier das Gedächtnis Jesu als des sich für die Seinigen aufopfernden Herrn verkündigen.

Im Opfer drückt sich einmal die sittliche Erfahrungsthatsache und Wahrheit aus, die oben ausgesprochen wurde: worauf die sittliche Gemeinschaft der Menschen untereinander in tiefstem Grunde beruht, nämlich auf der Hingabe des Einen für die vielen.

Im Opfer liegt aber noch eine andre ganz allgemein von allen Völkern der Erde geahnte religiöse Wahrheit, d. h. Gewißheit: daß dem, der sich der Gottheit nach seinen besten Kräften hingiebt, Gott sich gnädig zuwenden werde.

Nur die roheste naturalistischste Auffassung dieses Gedankens ist der heidnische Opferdienst, der mit Opfergaben und „Gebetsrauch“ die Götter zu bestechen, wohl auch zu überlisten sucht. Eine bereits vom Geiste der wahren, d. h. der gottgegebenen Religion durchdrungene Auffassung ist die des israelitischen Kultus, wonach Gott selber ein Opferinstitut eingesetzt hat als den legalen Weg, auf dem sein Volk zu bestimmten Zeiten Zugang zu seiner Gnade finden kann.

Die Vollendung dessen, was die Sehnsucht des Menschenherzens immer gesucht, wovon der mosaische Kultus im Tempelopfer nur ein Schattenbild ausgeprägt hatte (Hebräerbrief, Kapitel 10), ist das einmalige Opfer Jesu Christi, der in Gottes Auftrage, also zufolge der vorausgehenden Gnadenabsicht Gottes, aber in freier Hingabe an die von ihm selbstthätig ergriffene Sendung Gottes als Sohn Gottes und des Menschen sich selber im Leben und Tode dienend für alle hingiebt, die seiner Gemeinde (seines Leibes) Glieder sind und werden, um ihnen so eine dem sündigen Menschen sonst unerreichbare Gnade Gottes zu gewähren.

Diese unerreichbare Gnade ist das „ewige Leben“, das Leben in unmittelbarer Gegenwart des heiligen Gottes.

Christus erwirbt diese Gnade für die Seinigen kraft der Liebesgemeinschaft, in der er mit ihnen steht, und kraft der Hingabe der Seinigen an ihn (Glaube), die ihre fortschreitende Heiligung verbürgt.*)

Den Bemühungen aller theologischen Schulen, die im Laufe der Geschichte, eine jede mit den Mitteln ihrer Zeit, das Wesen des Christentums als der Religion, in der Gott und Mensch versöhnt sind, auszudrücken strebten, liegt der unveräußerliche

*) Die Auseinandersetzung will nicht einen Schritt weiter über den in der Einsetzung des Abendmahls unmittelbar und jedermann einleuchtend ausgedrückten Sinn hinaus gehen.

Kern zu Grunde, für welchen Wort und That des Heilandes selber einsteht, worüber kein Theologe, auch der freiste nicht hinaus kann, daß der Heiland sein Leben hingegeben hat, um dadurch den Seinigen etwas von Gott zu erwerben, das sie ohne dies von Gott nicht würden haben erlangen können: die Wahrheit seines Opfertodes. Dieser Wahrheit hat der Heiland in der einfachsten und schlagendsten Weise eine Ausdehnung auf alle künftigen Geschlechter der Seinigen gegeben, da er sie im „Brotbrechen" verkörperte. Wo also noch in seiner Gemeinde im Brote sein Leib gebrochen wird, da findet das alles statt, was er mit seinem Opfertode erwarb. Auch der an die Spitze gestellte Ausspruch des Johannesevangeliums drückt diesen Gedanken aus. Gewiß gehört es zu den vielen Sünden der Theologie an der Gemeinde Christi, daß sie es fertig gebracht hat, den einfachen, klaren Sinn der volkstümlichen Bildersprache, in welche unser Heiland seine Religion kleidete, durch Erklärungen, die aus der Sprache des abstrakten Denkens stammten und die sie an der verkehrten Stelle anwendete, zu zersetzen und zu verwirren. (Ein Denkmal dieser Zersetzung ist fast der ganze theologische Abendmahlsstreit.)

Der schlichte Mann aus dem Volke bei uns und ebenso der arme Papua in Neu-Guinea und der spekulirende Hindu der Brahmanenkaste, der da weiß, daß er ohne ein tägliches Stück Brot, oder auch ohne seinen Sago und Reis nicht leben könnte, versteht es, wenn ihm gesagt wird: was für seines Leibes Leben auf Erden die Speise ist, das sei für seiner Seele Leben mit Gott Jesus Christus, und ein solches „Brot des Lebens" sei Jesus Christus geworden dadurch, daß er ungezwungen für alle, die ihm angehören wollen, auch für den armen Papua in den Tod gegangen ist.

Und braucht es mehr, um sich dafür dankbar dem anzugeloben, der auch für uns den Opfertod gestorben ist?

K S

Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis

2. Suchen und Finden *)

Aus dem sinnigen Knaben wurde ein tüchtiger Gymnasiast und aus diesem ein lebensfroher Student, der 1790 die Universität Jena bezog, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Aber Schillers Gestirn leuchtete dort: die Jurisprudenz tritt allzusehr bei dem idealgerichteten Jüngling in den Hintergrund. So veranlaßt ihn der Vater, nach Leipzig zu gehen. Er selbst nimmt sich vor:

> Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltsamkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum strengsten Gesetz gemacht.

Aber in Leipzig zog ihn und den muntern Bruder Erasmus das akademische Leben in seine zauberischen Kreise. Ueberall war das liebenswürdige Brüderpaar begehrt und gefeiert. Zu alledem kam die Neigung zu einem lieblichen Mädchen, die den jungen Friedrich noch mehr vom Studium abzog. Da will er mit einem gewaltsamen Ruck alle Fesseln zerreißen und faßt den Entschluß, Soldat zu werden.

> Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen . . . . Ich weiß wohl, daß der Soldatenstand kein Rosengarten ist, aber gerade, was andre daran scheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilsamsten Einfluß für meine Bildung davon hoffen.

Von der Strenge des Dienstes erhofft er Zügelung des Herzens und des brausenden Kopfes, Zurückdämmung der üppigen Phantasie. Es ist dasselbe Suchen nach äußern Stützen und Handhaben, das auf religiösem Gebiete einst den Vater umgetrieben hatte. Dieser war diesmal besonnener als sein Sohn und schickte ihn nach dem stilleren Wittenberg. Und er, dem „die Natur ein wenig Aether und zu viel Empfänglichkeit für die angenehmen Eindrücke gegeben," hat sich die „Einförmigkeit des Studiums" der kursächsischen Gesetze zur Schule werden lassen und den „ersten Schritt ins männliche Leben" wirklich gethan. Das bezeugt der Kreisamtmann Just in Tennstädt, unter dessen Augen sich Friedrich, nach absolvirtem Universitätsstudium nach der praktischen Seite hin ausbilden wollte, ein durch und durch praktisch gerichteter Beamter:

> Ich sollte sein Lehrer und Führer sein, aber er ward mein Lehrer . . . Er wollte das, was er sein wollte, nicht halb, sondern ganz sein. Nichts trieb er oberflächlich, sondern alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte und die Leichtigkeit, womit er alles betreiben konnte, vorzüglich zu statten.

Der Aufenthalt in Tennstädt wurde noch in andrer Hinsicht der Wendepunkt seines Lebens. Eine berufliche Reise führte ihn nach Grüningen in das Haus eines Herrn von Roggenthin. In diesem wehte ihm aus allen Ecken das entgegen, was dem Vaterhause gefehlt hatte: der Sonnenglanz einer lebensfrohen Weltauffassung, eines harmlos fröhlichen Daseins, dessen Grundlage tüchtige Arbeit, dessen Schmuck eine nach allen Seiten hin offene, in Geben und Empfangen weitherzige Geselligkeit war. In diesem Kreise trat ihm das Mädchen entgegen, deren Bild ihn nie mehr verlassen, ja nach ihrem Hingang in verklärter Gestalt sein Schaffen beherrscht hat. Es war die Stieftochter des Hausherrn, Sofie von Kühn, die „Rose von Grüningen," eine schlanke, zarte Gestalt mit feinen edlen Zügen, wunderbar schönen und tiefen Augen und lockigem Köpfchen, „das nur über der holden Gestalt zu schweben schien." Sie war erst dreizehn Jahre alt, ein Kind noch den Jahren nach, anziehend in schuldloser Unbewußtheit, eine dem Sonnenstrahl sich öffnende Knospe, deren Liebreiz nicht bloß Bruder Erasmus, sondern der ernste Vater und der Dichterfürst Goethe sich gefangen gaben.

Ein frohes Aufleuchten geht über unsres Dichters ganzes Wesen. Mit ernster Energie rüstet er sich zur Begründung des eignen Heims. Im Februar 1796 erhielt er eine Anstellung bei den Salinen zu Weißenfels. Der Vater willigte in den Bund ein. Nahe stand der glückliche Liebende dem Ziele, das er in einem Briefe an die Mutter als sein Höchstes bezeichnet hatte, dem Ziele einer „stillen, häuslichen Glückseligkeit."

Da nahte der Kelch. Die geliebte Braut, die ihre Umgebung schon 1795 durch einen ernsten Krankheitsanfall erschreckt hatte, mußte im Sommer 1796 eine schwere, lebensgefährliche Operation durchmachen. Sie unterzog sich derselben in Jena ohne Vorwissen des Geliebten; so wollte es das tapfre Kind. Die Operation gelang zwar, mußte aber wiederholt werden, und die Kranke lag schwer darnieder. In dieser Zeit war es, daß auch Goethe die „Kleine" besuchte und von der unbeschreiblichen Geduld, mit der sie alles litt, ergriffen ward. Und während Friedrich um sie bangte, die ihm „unmerklich der Grundstein seiner Ruhe, Thätigkeit, seines ganzen Lebens" geworden ist, kam eine neue Hiobspost: Bruder Erasmus, der Vertraute seiner Kindheit, sein andres Ich, war mit dem Pferde gestürzt und hatte in Folge dessen einen Blutsturz bekommen.

Die Frühlingsstürme des Jahres 1797 löschten das nur noch matt glimmende Lebenslicht der Braut aus: am 19. März 1797, zwei Tage nach ihrem 15. Geburtstag, entschlief sie, der Liebling aller im Kreise. Auch der Vater Hardenberg weinte bittre Thränen um sie. Friedrich versank in Schwermut.

> Das Blütenblatt ist nun in die andre Welt hinübergeweht — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenrots, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume, desto näher die erquickende Frühe. Ich sehe sie, den Engel meines Lebens bald, sehr bald wieder! (13. April 1797.)

Ihr zu folgen war seine Sehnsucht, und die Sehnsucht gestaltete sich zum leidenschaftlichen, alles verzehrenden, zeitweise frevelhaften Wunsche!

„Sei ein Mann, Fritz!" hatte ihm Bruder Erasmus noch geschrieben und im Gedenken an sein eignes Ende ihn mit den Worten getröstet: Wir lernten uns nicht

> für diese Welt nur kennen,
> Wo uns so kurz die Sonne scheint!
> Wir finden einst, wenn jeder ausgeweint,
> Uns wieder, um uns nie zu trennen!

Am Osterfeste entschlief auch er. Friedrichs Herz war doppelt verwaist.

---

*) Vgl. Nr. 13.

Die Blüten des lieben Kranzes lösen sich hier einzeln auf, um ihn dort schöner und inniger zusammenzusetzen.

Greifbar nahe trat ihm jetzt das „wirkliche Leben," das ewige. Darum hatte dieser neue Verlust „eher eine wohlthätige, als eine nachteilige Wirkung" für ihn.

Wenn ich bisher, schreibt er an den ihm teuer gewordnen Just, in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glücks gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben .... Vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte.

So war es. Denn über dem Grabe der Braut sang er die wunderbaren Hymnen an die Nacht. „Sie klangen aus einer dunklen Tiefe, gestaltlos, aber melodisch" (Scherer).

Abwärts wendet sich der trauerumflorte, des Tageslebens müde Geist zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht, ... da fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt, ... da Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang, ... da ein ernstes Antlitz sanft und andachtsvoll sich zu ihm neigt und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt ... Aber ... muß denn immer wieder der Morgen kommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht.

Doch es tagt in andrem Sinne.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunklen Raum die Gestalt meines Lebens barg, einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch — wie ich da nach Hilfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloschnen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt, des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr zusammenfloß die Wehmut in eine neue, unergründliche Welt. ... Die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborener Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. ... Ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißbares Band. ... Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

Immer deutlicher tritt aus dem gestaltlosen Auf- und Niederwogen der Sehnsucht eine andre, heilige Lichtgestalt hervor: der „heilige Geliebte im wundersamen Glanze," er, der den Tod zum Aufgang macht in das wirkliche Leben, um den „die kindlichsten Gemüter sich sammelten, von inniger Liebe wundersam ergriffen."

Wie Blumen keimte ein neues, fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte (Joh. 6, 68) und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. ... Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief.

Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — entsiegelt ward das Geheimnis:

Gehoben ist der Stein,
Die Menschheit ist erstanden:
Wir alle bleiben dein
Und fühlen keine Banden.
Der herbste Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schale,
Wenn Erd und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Nun weint an keinem Grabe
Vor Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt!
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.

Darum denn:

Hinunter in der Erde Schoß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wut und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen!
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an!

Gelobt sei uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus:
Zum Vater wollen wir nach Haus!

* * *

Gestaltlos noch war der neue Glaube. Wie in rosige Schleier der Frühdämmerung gehüllt (Joh. 21, 4) steht die heilige Gestalt vor der ringenden Seele — aber er hat gefunden! Denn gefunden hat, wer so zeugen kann:

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu:
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen;
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüte mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn,
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, — frage keiner,
Ewig werd ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn!

K-Fr

Robert Elsmere

Roman von Mrs. Humphrey Ward

3

Aber zunächst geht alles gut. Das erste Jahr ihrer Ehe ist ein so glückliches, ihr Aufgehen in seinen Bestrebungen ein so völliges, ihr Hinansehen zu seinem Urteil und zu seinen Leistungen ein so kritikloses, daß man nur mit Entzücken die einzelnen Lebensäußerungen dieses idealen Zustandes lesen kann. Nur in das Wesen von Elsmeres Mutter kann sich Catherina trotz zärtlichster Bemühungen nicht finden; denn — sie versteht keinen Humor!

Elsmere ist ein Pfarrer nach dem Vorbilde Kingsleys. Nicht nur Prediger, sondern Naturforscher, Lektor, Arzt, Diakon, Reformator der äußern Lebensbedingungen seiner Gemeinde. Alle seine mannigfachen Kenntnisse und Lebenstriebe stellt er in den Dienst seiner Gemeinde, und man hat das köstliche Gefühl, einen Mann ganz an seinem Platze und durch seinen Beruf beglückt zu sehen. Und Catherinas warmes, christliches Gemütsleben führt ihn in die Tiefe. Als ihnen ein Töchterchen geboren wird, können beide anfangs das Glück nicht empfinden. Sie verwirklicht durch die eignen körperlichen Schmerzen zum erstenmale den Jammer der Welt, und ihn führt der Ernst ihres Wesens prüfend in das eigne Innere. Hier zum erstenmale drängt sich ihm die Frage auf: Ist das Christentum wirklich die einzige Lösung für die Rätsel dieser Welt?

Neben der praktischen eigentlichen Berufsarbeit ging für Elsmere allezeit die Fortbildung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung. Er arbeitet an einem Werke über mittelalterliche Kirchengeschichte. Des Squires umfangreiche Bibliothek steht ihm dabei zur Verfügung. Elsmere verspürt ein geheimes, heißes Verlangen, von dem reichen Wissen des Squires zu profitiren, und verspricht sich den größten Gewinn von dem Verkehre mit einem geistig so bedeutenden Manne.

Bei seinen Quellenstudien fiel es Elsmere auf, wie sich in den mittelalterlichen Berichten unvermittelt nebeneinander Ereignisse und die Vorstellungen krassesten Aberglaubens als gleichwertige und gleich glaubwürdige historische Thatsachen finden. Langham hatte ihm schon gesagt, das, worauf seiner Meinung nach hauptsächlich das Interesse der Geschichtsforschung beruhe, sei die Frage: Welcher Natur ist und worauf beruht der Wert des *Zeugnisses* bestimmter Zeiten?

Elsmere hatte dem Squire bedeutet, daß er sich auf Erörterung religiöser Fragen mit ihm nicht einlassen könne. Er kenne des Squires Standpunkt — er aber glaube an die Menschwerdung, Auferstehung und Offenbarung und wolle seine Heiligtümer nicht profaniren. Der Squire war auf diesen Pakt — sozusagen — eingegangen. Aber Elsmere fordert sein Schicksal selbst heraus. Er fragt den Squire nach seinen Studien über den Ursprung der Zeugnisse des Christentums, und der Squire entwickelt ihm die Ergebnisse der neuesten, namentlich deutschen Forschungen auf religionsgeschichtlichem Gebiete, über den historischen Ursprung der verschiednen biblischen Urkunden Alten und Neuen Testaments. Robert wirft hie und da Entgegnungen ein, aber sein an historischen Studien geschultes Denken und Urteilen läßt ihn die abgenutzten, orthodoxen Argumente einer frühern Apologetik*) als unbrauchbar und nicht stichhaltig erkennen, und im Verlaufe dieser Unterredung ist nicht nur sein Glaube an das System christlicher Wahrheit, dem er bisher freudig gehuldigt, sondern an die Wahrheit der Religion und der christlichen insbesondre erschüttert und fällt ihm in ein Nichts zusammen.

Elsmere leidet furchtbar. Er hat zwar nicht das vernichtende Bewußtsein, mit dem Inhalte seines Glaubens zugleich das Zentrum seines Wesens verloren zu haben — mehr leidet er durch die Ungewißheit, wie Catherina diesen denkbar härtesten Schlag aufnehmen wird. Dieses Stück des Buches wird niemand ohne den tiefsten Anteil lesen. Catherina ahnt nur, was ihn quält; aber sie sieht, wie er körperlich verfällt, wie kein Schlaf mehr in seine Augen kommt. Endlich macht Elsmere sich auf, um sich bei seinem alten Lehrer Grey in Oxford Rat zu holen.

Grey (eigentlich Green, ein kürzlich verstorbener berühmter Professor) hatte auf Elsmere als Jüngling den größten, nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Grey ist Philosoph; er wird als Hegelianer bezeichnet. Es waren indessen weniger seine Ansichten, die damals schon eine entscheidende Bedeutung für Elsmere gewannen, als der Lebenshauch, der von seiner sittlich starken Persönlichkeit ausging. Sein Leben veranschaulichte sein Lehren.

Für Grey waren Gott, moralisches Bewußtsein und Pflicht die einzigen Realitäten. Mit der hergebrachten Form des Christentums hatte er gebrochen. Aber die negative, kritische Seite in ihm wirkte am wenigsten auf seine Schüler. Elsmere nahm alles auf, was Grey zu geben hatte. Er entzündete sich an der Glut, der Begeisterung für geistige, ideale Güter des großen Lehrers und übertrug die so geweckte religiöse Leidenschaft auf die große positive Strömung, die ihn umgab.

Die Worte, mit denen Grey den jetzt bei ihm Klarheit Suchenden entläßt, sind zu charakteristisch sowohl für den verstorbenen Professor Green, wie für die Gedanken, welche jetzt in England an Ausdehnung zunehmen, um sie hier nicht teilweise wiederzugeben (S. 254, II):

. . . Wer ein Christ im alten Sinne gewesen, dem ist die Trennung von der christlichen Mythologie wie das Scheiden von Mark und Bein. Es bedeutet ihm Trennung von Vertrauen, Freude, Leben . . . Aber — es ist Gottes Schule! Glauben Sie nicht, es werde Sie von ihm entfernen! Er ist in der Kritik, in der Wissenschaft, im Zweifel, so lange als der Glaube rein und ehrlich ist, wie der Ihrige. Er ist in allem Leben, in allem Denken. Das Denken des Menschen, wie es sich in Institutionen, in Philosophie, in Wissenschaft, in geduldiger kritischer Arbeit oder in Liebesthätigkeit entwickelt hat, ist eine fortlaufende Offenbarung Gottes. Suchen Sie ihn in allem; sehen Sie, wie nach und nach die göttliche, in uns wohnende Macht uns als Werkzeuge, aber auch *nur* als Werkzeuge gebraucht! Physische Begierden und Zustände haben das Gewissen und moralisches Leben erweckt. Jede geistige Fähigkeit ist dazu erzogen worden, um an dem großen Werke des Glaubens in der sichtbaren Welt teilzuhaben. Liebe und Einbildungskraft schufen Religion, soll der Verstand sie zerstören? Nein, der Verstand ist von Gott wie alles sonst. Das Gängelband der Vergangenheit fällt ab von Ihnen; es fällt von der Welt ab; nicht aus Mutwillen oder Zufall, sondern nach Gottes Ratschluß. Lernen Sie die Lektion Ihres Schmerzes — lernen Sie Gott suchen, nicht in einem einzelnen Ereignisse vergangner Geschichte, sondern *in der eignen Seele* — in den beständigen Bewahrheitungen der Erfahrung, in dem Leben christlicher Liebe. Geistlich sind Sie durch die *letzte* Angst gegangen, das verspreche ich Ihnen! So lange Sie bleiben, was Sie sind, kann nichts Ihnen diesen Grund unter den Füßen fortziehen. Was auch die Formen menschlichen Glaubens gewesen sein mögen — *Glauben*, der Glaube, der errettet, hat immer in der eignen Seele seine Wurzeln gehabt. Alle Dinge wechseln: Bekenntnisse, Philosophien, äußere Systeme — aber Gott bleibt!

Du bist das Leben, das in mich sich eingesenkt,
Und ich, unsterblich, habe Kraft in Dir!

Wie Elsmere sich gestärkt und gestählt fühlt, als er heimkehrt, das muß man lesen: „Einmal wieder war ihm die Erde erfüllt von Gott, das Leben von Wert.“ (S. 261, II.) Und er hatte Mut nötig. Die Schilderung, wie ihm allmählich Christus als Mensch an Stelle des verlornen Gottes tritt, und ihm alles wiederkommt, was er aufgegeben, wie ihn diese Vision gleichsam stärkt, seinem Weibe mit Offenheit gegenüber zu treten; das Herzzerreißende der darauf folgenden Unterredung, worin beiden Menschen, die sich so unendlich lieben, klar wird, daß sie einander in ihrem Tiefsten, Heiligsten nie mehr verstehen können, gehört zu den packendsten Partien des Buches. Catherina ist den Pflichten, die das Leben nun an sie stellt, nicht gewachsen. Ihrem Manne in die Schwierigkeiten seiner Gedankengänge und Konflikte zu folgen, ist sie außer stande und auch nicht willens. Ihr System hält den Anforderungen unsrer Zeit gegenüber nur Stand durch völliges Sich-abkehren von den Fragen, die sie bewegen. Ihr frommes Gemüt schreckt zurück vor der Möglichkeit, ihren Heiland zu verlieren. So schließt sie ihr inneres Leben ab vor ihm, der bisher jede ihrer tiefsten Regungen gekannt. Die Herbigkeit ihrer Natur, der Fanatismus ihrer Erziehung treten in bis dahin nicht geahnter Schärfe zu Tage. Und sie leidet derart, daß auch ihr religiöser Glaube ihr nicht darüber weg hilft. Der geistreiche Gedanke der Verfasserin, den Konflikt unsrer Zeit in die Ehe, zwischen Mann und Weib, als Vertreter der alten und neuen Lebensanschauung, hinein zu verlegen, kommt in ergreifender Tragik zum Ausdruck. Robert „fühlt sich mehr und mehr bedrückt durch ihre geistigen Engigkeiten, aber er kann mit der Frau nicht kämpfen, von der er so schwere praktische Opfer verlangt.“ Denn er kann zu keinem andern Entschlusse kommen, als sein Amt aufzugeben.

Später nimmt Elsmere mit Frau und Kind seinen ständigen Aufenthalt in London. Zunächst widmet er sich wissenschaftlichen Studien, um zu völliger Klarheit zu gelangen. Aber das Verlangen, die sich ihm allmählich festigenden Grundzüge seiner neuen Ueberzeugung andern zugänglich zu machen, läßt ihn sich nach praktischer Thätigkeit umsehen. Die Not im Osten Londons, der verhältnismäßig geringe Erfolg und Anklang, den die Bestrebungen der Kirche dort finden, veranlassen ihn, einem dort wirkenden Geistlichen liberaler Richtung (broad church) seine Hilfe anzubieten. Aber ihre Bestrebungen gehen bei gleichen Anschauungen für ein gedeihliches Zusammenwirken zu weit auseinander. Der Geistliche will die Kirche allmählich von innen heraus erweitern, und Elsmeres Kraft wird gelähmt durch die Anforderung, stets mit seiner Ansicht zurückhalten zu sollen. Da zeigt sich ein neuer Ausweg. Er macht die Bekanntschaft eines unitarischen Geistlichen der neuen Schule — von den Unitariern der alten, wie Channing, will die Verfasserin nicht viel wissen, „da sie auf halbem Wege inne halten“ —, der in einem Fabrikdistrikte des Ostens, trotz der Nähe einer hochkirchlichen Kapelle, deren Gottesdienste mit allem Zauber des künstlerisch vollendeten Ritus ausgestattet sind, angefangen hat einen Kern „protestantisch“ gesinnter, unterichteter Handwerker in seinem Kirchlein zu sammeln. Beide Männer finden sich. Murrey Edwardes ist ganz damit einverstanden, daß Robert sich den Unitariern nicht formell anschließt. Es ist Raum zur Arbeit für beide.

Robert beginnt seine Thätigkeit damit, zweien der Laiengehilfen, die unter Edwardes arbeiten, beizustehn, lärmende Straßenjungen um sich zu sammeln. Allmählich wird er der

*) Wie Gladstone sie in seiner ausführlichen Besprechung des Buches seitenlang vorträgt. Siehe: Nineteenth Century. May 1888.

Leiter dieses Unternehmens, und auch Erwachsene kommen und sind bald eifrige Zuhörer seiner geschichtlichen Vorträge.

Ein evangelikaler Geistlicher berichtet über die Zustände aus dem Süden Londons folgendes:

Auf achthunderttausend Seelen, von denen der größte Teil der arbeitenden Klasse angehört, hat weder die Kirche noch das Dissentertum den geringsten Einfluß. Das Christentum ist unter ihnen ohne Ansehn, ja sie stehen ihm häufig feindselig gegenüber.

Die Verfasserin findet ähnliche Elemente in der Einwohnerschaft Londons wie in der der kleinasiatischen Städte zur Zeit der Ausbreitung des Christentums, und diese ihre Schilderung dürfte auch auf unsre großstädtischen Verhältnisse passen.

Noch hat Elsmere nicht über Religion geredet, aber endlich bietet sich ihm auch dafür eine Anknüpfung. Kurz vor der stillen Woche sieht und kauft er ein in dem Arbeiterviertel viel gelesenes Blatt, das eine gemeine, schmähliche Karikatur der Leidensgeschichte enthält. Das erträgt er nicht stillschweigend. Er sucht und findet Gelegenheit, in einem größern Arbeiterlokale vor einer großen Versammlung darüber zu reden; und zwar handelt seine Ansprache über „den Anspruch Jesu an das moderne Leben.“ Hier entwickelt er zum erstenmal seinen religiösen Standpunkt:

Der Mann, der heut Abend zu euch redet, glaubt an Gott, und an das Gewissen, welches der Seele Zeugnis giebt von Gott, und an Erfahrung, in Gottes Hand Urkunde und Mittel zugleich. Sein ganzes Vertrauen im Leben und im Sterben setzt er auf Gott, den allmächtigen Vater . . . .

Gott rückt uns näher, große Männer werden größer, menschliches Leben schöner, je mehr das Wunder verschwindet . . . Die heutige Religion wird trotz all ihren Fehlern und Irrtümern so lange unerschütterlich bestehen bleiben, als nichts andres von gleicher Lieblichkeit und Gewalt an ihre Stelle tritt. Der kirchliche Jesus wird so lange oberherrlich bleiben, als der heutige Mensch sich durch vermehrtes Wissen überhoben glaubt, den geschichtlichen Jesus zu lieben.

Ihr glaubt Jesu von Nazareth entgehen zu können, weil es dem modernen Auge klar wird, daß die unwissende Liebe seiner ersten Nachfolger sein Leben mit Legenden schmückte; daß ihr ihn beiseite schieben könntet, als hätte er nie gelebt? Thorheit! . . .

Sein Leben und Sterben liegt unsern Einrichtungen zu Grunde wie das Alphabet unsrer Litteratur. Grade so, wie das Leben Buddhas und Muhammeds unaustilglich mit der Zivilisation Afrikas und Asiens verknüpft ist, so ist Jesu Leben unaustilglich mit der höhern Gesittung, den edlern sozialen Begriffen Europas verwoben . . . Was wir sind als Engländer wie als Bürger, sind wir zum größten Teil, weil ein galiläischer Bauer geboren, Mann ward, lehrte, liebte und starb.

Im Verlauf seiner Rede giebt er einen Ueberblick über die Thatsachen und Dokumente des ursprünglichen Christentums, schildert mit Hilfe großer bildlicher Darstellungen die landschaftlichen Schönheiten Palästinas und die Szenerien der Ortschaften, von denen sich Christi Gestalt wirksam abhebt. Dann entwirft er den Charakter Jesu:

Er führte die hohen Worte des neuen Glauben an, denen, welcher Art auch ihr litterarischer Ursprung sein mag, Jesus, und Jesus allein, Gangbarkeit und unsterbliche Kraft verliehen. Er verweilte bei dem Zauber, der Dehnbarkeit, den die Zentralidee des jungen Nazareners darbietet — dem vergeistigten, verallgemeinerten Reich Gottes.

Elsmere war eben so weit entfernt von dem Gedanken an einen vollkommenen Menschen, wie an einen Fleisch gewordnen Gott; er scheute vor keiner Konsequenz der Wahrheit zurück.

Die Rede schloß mit den Worten:

Es ist nun eure und meine dringendste Pflicht, zu dieser Stunde — statt eure Zeit zu vergeuden und eure Seelen zu erniedrigen — unser Aeußerstes zu thun, um dies Leben Jesu, unser köstliches, unschätzbares Besitztum als Volk, wieder in irgend eine reale und unwiderstehliche Verbindung mit unserm modernen Leben, Glauben und Hoffen zu bringen . . . Dann werden wir auch unser Ostern feiern können! Dann werden auch wir das Recht haben zu sagen: Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Nicht hier — in Legende und Wunder, in den schönen, abgelebten Szenen und Krystallisationen eines frühern Denkens. Er ist auferstanden in einer weisern Ehrfurcht und vernünftigern Liebe; auferstanden in neuen Formen sozialer Hilfe, die von seinem Andenken inspirirt, sich aufs neue nach seinem Namen nennen. Auferstanden — wenn ihr und eure Kinder wollt — in einer Kirche oder Gesellschaft Getreuer, über deren Pforte zwei Aussprüche aus der Vergangenheit der Menschengeschichte, welchen die Gegenwart eine neue Bedeutung eingehaucht hat, geschrieben stehen sollen:

„In dich o Ewiger, setze ich mein Vertrauen“

und

„Solches thut zu meinem Gedächtnis.“

Diese Rede hatte wichtige Folgen. C B

Die Sklaverei und die Religionen

Nach dem Französischen von R. Chatelanat*)

1

Wie sich die Religionen zur Sklaverei verhalten haben und noch verhalten, diese Frage ist durchaus nicht so schnell und leicht zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es hat sich sogar an verschiednen Orten, wo der Kardinal Lavigerie seine bekannte Agitation trieb, ein ganzer Zeitungskrieg daraus entwickelt. Er machte nämlich den Islam oder die Religion Muhammeds für alle Gräuel der Sklaverei und des Sklavenhandels verantwortlich. Schon in England äußerte er diesen Gedanken und rief dadurch von verschiednen Diplomaten und Orientalisten lebhaften Widerspruch hervor. Er ging aber in Brüssel noch weiter, wo er nach den Berichten selbst katholischer Blätter sagte:

Für die Muselmänner ist die Sklavenjagd ein Recht, sogar eine Pflicht. Sie glauben und lehren, daß die Schwarzen nicht der menschlichen Rasse angehören: sie nehmen eine Mittelstufe zwischen Mensch und Tier ein, einige sogar stehen unter dem letztern.

Er verlangte auch, daß man alle Sklavenhändler in ihre Türkei zurückschicke. Den letzten Satz ließ er in der Broschüre weg, welche seinen Vortrag verbessert und zusammengefaßt wiedergiebt; den ersten jedoch erschwerte er, indem er schrieb:

Für den Muselmann ist es ein Recht, die Neger in die Sklaverei zu führen, ich möchte beinahe sagen ein religiöses, weil es aus seiner Lehre hervorgeht: er lehrt, daß nach den Auslegungen des Korans die Neger nicht dem menschlichen Geschlechte angehören 2c.

Er stützt sich in seinen Behauptungen auf die wohlbekannte Thatsache, daß die Muhammedaner heutzutage die hauptsächlichsten Sklavenhändler und -Besitzer sind. In allen moslemitischen Staaten Afrikas ist die Sklaverei erlaubt und sogar häufig durch die Befehlshaber selbst betrieben. Im türkischen Kaiserreiche, wo sie untersagt ist, dulden doch die Behörden an manchen Orten den Durchzug von Karawanen mit Gefangnen und den Verkauf dieser menschlichen Ware. Niemals hat man einen Ausleger des Korans oder einen muhammedanischen Richter öffentlich und entschieden diesen Handel verdammen hören. Er hätte wohl noch hinzufügen können, daß die Führer der Negerbanden oft fromme und unterrichtete Muhammedaner sind, und die Stelle von Schweinfurth, dem bekannten Afrikareisenden, anführen:

Sie durchziehen das Land, in einer Hand den Koran, in der andern das Messer; sie begehen neben ihren religiösen Uebungen die empörendsten Gräuelthaten; . . . die grellen Töne ihrer gotteslästerlichen Gebete vermischen sich mit den Flüchen, mit welchen sie ihre Ware überhäufen.

Da hätten wir die eine Seite der Streitfrage, eine der Weisen, die Sklaverei darzustellen. Der türkische Gesandte in Brüssel S. E. Carathéodory-Effendi wollte die andre Seite vertreten; obgleich selbst Christ, warf er sich zum Verteidiger des Islam auf. Die Sklaverei, antwortete er, existirt nicht mehr im ottomanischen Reiche; alle Führer der Sklavenkarawanen sind keine Moslemen, und Muhammeds Religion befürwortet den nichtswürdigen Sklavenhandel keineswegs. Der Prophet sagt im Koran (Kap. 24, Vers 33, und nicht Kap. 20, wie Herr Carathéodory sagt):

Wenn einer eurer Sklaven schriftlich die Freiheit verlangt, gebt sie ihm und sogar einen Teil der Güter, die Gott euch mitgeteilt hat.

Die Ueberlieferung legt ihm noch andre Worte bei:

Verzeih deinem Sklaven sechzigmal am Tage, wenn du die göttliche Gunst erwerben willst.

Sagt nicht: mein Sklave; denn wir sind alle Sklaven Gottes, sondern sagt: mein Diener, meine Dienerin.

Der allmächtige Gott wird denjenigen aus der ewigen Pein und der Hölle erlösen, der einen treuen Sklaven frei giebt. . . . Der Körper dessen, der dem Sklaven die Freiheit gegeben, wird aus dem ewigen Feuer erlöst werden.

---

*) Von einem Freunde in Belgien ging uns eine autorisirte Verdeutschung des Aufsatzes zu, der zuerst in dem Organ der belgischen freien Kirche, dem Chrétien Belge, erschienen ist. Wir haben uns einige Streichungen und geringe Veränderungen erlaubt. Es sei bei dieser Gelegenheit auf mehrfache Anfragen bemerkt, daß wir Uebersetzungen nur ganz ausnahmsweise aufnehmen können. D H

Und die Lehre Muhammeds, welche von allen treuen Gläubigen anerkannt wird, gipfelt in diesem Satze:

Der schlimmste unter den Menschen ist, der Menschen verkauft.

Es wäre leicht, noch andre Stellen anzuführen, so diejenige des Korans (2, 220): „Ein gläubiger Sklave ist besser als ein ungläubiger Freier," so alle die religiösen Gesetze, die einem Muselmann befehlen, einen Sklaven zu befreien für jeden unfreiwilligen Mord an der Person eines Gläubigen, für den Tod eines Gläubigen in Kriegszeit, für denjenigen irgend eines Individuums, das einer verbündeten Nation angehört u. s. w. Man könnte endlich die im allgemeinen angenommene Thatsache anführen, daß im ganzen die Sklaven heute besser behandelt werden von ihren moslemitischen Herren — wir sprechen natürlich nicht von den Menschenjägern und -Händlern — als sie es ehedem von den meisten sogenannten christlichen Besitzern waren.

Wie die Widersprechenden in Einklang bringen und den Streit schlichten? Indem man beide zurückweist und ihnen zeigt, daß sie beide unrecht haben. Carathéodory wird niemals beweisen können, daß Muhammed die Sklaverei verdammt habe und daß sie heute nicht mehr in den muhammedanischen Ländern und von den treuen Jüngern des Propheten ausgeübt werde; ebensowenig wird Lavigerie darlegen können, daß der Sklavenhandel ausschließlich dem Islam eigen ist und daß bloß die römische Kirche demselben steuern könne. Der erste hat tapfer die Verteidigung eines Verbrechers übernommen, der mit aller Aufrichtigkeit nicht für unschuldig erklärt werden kann; der zweite hat unklugerweise vergessen, daß ein Mitschuldiger nicht das Recht hat, als öffentlicher Ankläger aufzutreten. Und das hat der afrikanische Kardinal gethan. Er ist ein Franzose und Katholik, und er klagt die Muhammedaner an. Er konnte wissen, daß in den Jahren 1842 bis 1846 der Bey von Tunis, ein Muselman, die Sklaverei in seinem Reiche verbot, während sie noch in den französischen Kolonien herrschte und die Regierung Louis Philipps Versammlungen zur Abschaffung der Sklaverei untersagte. Er sollte ferner wissen, daß es am Senegal noch Sklaven giebt, obgleich sie dort vor vierzig Jahren unter der provisorischen Regierung der Republik gesetzlich freigelassen worden waren, und daß auf die Interpellation des Senators Schölcher im Jahre 1882 der Marineminister unter Zustimmung der Mehrheit einfach erwiderte: Das Gesetz läßt sich nicht ausführen. Er hätte endlich zugeben müssen, daß viele Sklavenhändler gute Katholiken sind, und das Wort des englischen Kapitäns Cameron, den er anzuführen liebt und mit dem er im Briefwechsel steht, beherzigen:

Die Verbrechen, welche im Innern Afrikas von Männern, die sich mit dem Namen Christen brüsten und sich als Portugiesen ausweisen, begangen werden, würden den Bewohnern zivilisirter Länder unglaublich erscheinen.

Doch führt uns dies weiter als der Streit zwischen dem Verteidiger des Islam und dem römischen Kardinal.

2.

In der Rede, welche Lavigerie in der Kirche St. Sulpice zu Paris hielt, ehe er nach Brüssel kam, erzählte er, um das Mitleid seiner Zuhörerschaft zu erregen, daß man vor kurzer Zeit an der Westküste von Afrika an 1500 Schwarze ermordet habe, und dies einem Sklavenhalter Namens Alvez zu Gefallen. Dieser Alvez war also ein muhammedanischer Araber? Nicht im geringsten; es war ein Portugiese und ein Katholik. Die spanischen und römisch-katholischen Pflanzer sind thatsächlich die schrecklichsten Henker der armen Neger, die sie unterdrücken. Cameron, der englische Reisende, schrieb:

Die schlimmsten Araber sind Engel der Milde im Vergleich mit den Portugiesen und ihren Agenten.

Und um an eine etwas ältere Thatsache zu erinnern, welche in letzter Zeit ans Licht gezogen wurde, um dem Ankläger des Islam in Brüssel zu antworten, so konnte man vor einigen Jahren in einer Zeitung Mittelamerikas, wenn wir uns nicht irren, folgende Anzeige lesen:

Der Priester des .... Kirchspiels bietet eine Anzahl Sklaven, Männer, Frauen und Kinder, zum Gesamt- oder Einzelverkauf aus. Man wende sich an u. s. w. . . .

So unwürdig das Benehmen dieses Priesters war, so konnte er sich dazu berechtigt glauben durch das erhabene Beispiel, welches ihm vom heiligen Stuhl in Rom gegeben wurde. Im Jahre 1376 veröffentlichte der Papst Gregor XI. eine Bulle gegen seine Feinde, die Einwohner von Florenz:

Wir nehmen ihre Güter in Beschlag und überlassen ihre Person den Gläubigen, alle zusammen oder im Einzelnen, daß sie Sklaven derjenigen seien, die sich ihrer bemächtigen.

Es ist wahr, es handelte sich damals um Christen, noch nicht um Neger. Diesen kommen wir mit Nikolaus V. näher, einem milden und duldsamen Papst, wie die Jahrbücher sagen. Derselbe bevollmächtigte im Jahre 1450 den König Alphons von Portugal, „die Sarazenen, Heiden und andre Feinde Christi mit Waffengewalt zu bekämpfen und zu unterjochen und ihre Person in ewige Sklaverei zu werfen." Endlich sehen wir ein wenig später den ersten Sklavenmarkt in Lissabon sich öffnen unter dem Schutze einer feierlichen Bulle, welche der Papst bereitwillig zu diesem Zweck erließ, um der Zeremonie mehr Glanz zu verleihen und etwaige Skrupel zu verscheuchen. Lassen wir noch einige Jahre verstreichen, so sehen wir im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Paraguay, einem Jesuitenstaat und demgemäß nach den reinsten Regeln des kanonischen Rechts regiert: Die Indianer werden dort wie Leibeigne behandelt, nicht einmal wie das Vieh; man zwingt sie durch Hunger zum Gehorsam und mit Peitschenhieben werden sie geleitet; man ließ sie nackt auf den Landstraßen dieses erzkatholischen Landes irren, und der Papst Benedikt XIV. war genötigt, die barbarischen priesterlichen Statthalter zu brandmarken, welche die Mißbilligung aller ehrenhaften Leute erregten.

Während dort ad majorem Dei gloriam diese schönen Dinge vor sich gingen, erklärte jenseits des atlantischen Ozeans, in Frankreich, Bossuet in seiner „Fünften Warnung für die Protestanten," daß aus dem Rechte der Eroberung dasjenige, die Bewohner des eroberten Landes zu töten, hervorgehe, und daß, wenn man dieselben in die Sklaverei führe, man ihnen „eine Wohlthat, eine Gnade" erweise. Endlich hat Bouvier, Bischof von Mans, um diese Aufzählung mit einem Beispiel aus der neuesten Zeit zu schließen, die Sklaverei in unsern Tagen gebilligt und gesagt, man könne den Sklavenhandel als „zulässigen Handelszweig" betrachten.

3.

Nehmen wir die Frage nun von einer andern Seite, und verfolgen wir die Geschichte der Abschaffung der Sklaverei. Die ersten Maßregeln in diesem Sinne wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten getroffen, wo die Katholiken keinen Einfluß hatten; wir werden übrigens darauf zurückkommen. Dann kommt die französische Revolution, welches Ereignis die römische Kirche immer noch nicht verzeihen kann: es veröffentlicht die gesetzgebende Versammlung, von den Bestimmungen des amerikanischen Kongresses vom Jahre 1776 beseelt, am 12. August 1789 die berühmte „Erklärung der Menschenrechte", die wohl oft angeführt, aber im Grunde wenig bekannt ist; dort heißt es im ersten Artikel:

Die Menschen werden alle frei und gleichberechtigt geboren;

im vierten Artikel:

Die Freiheit besteht darin, daß man thun kann, was niemand schadet;

im sechsten Artikel:

Das Gesetz muß für alle dasselbe sein, ob es beschützt oder straft.

In demselben Jahre legte Wilberforce dem Unterhause in London den ersten bestimmten Vorschlag zur Abschaffung der Sklaverei vor.

Doch ist alles dies nur Theorie; die praktischen Erfolge sehen wir erst in unserm Jahrhundert: das protestantische England befreite im Jahre 1831 die Gouvernementsklaven und im Jahre 1833 diejenigen aller Kolonien, nahezu 750 000 an der Zahl. Alle andern protestantischen Länder, die in Afrika, Asien und Amerika Besitzungen haben, folgten diesem Beispiele der Reihe nach: Dänemark befreite 1847 alle Neger seiner Kolonien im westlichen Indien, ebenso Schweden und Holland. Frankreich faßte wohl ähnliche Entschlüsse; doch man weiß, wie

lange diese auf dem Papier stehen blieben, und alles, was es noch zu thun gäbe am Senegal z. B., bis sie endlich wirklich zur Thatsache würden. Vor 25 Jahren schnitten die Vereinigten Staaten diesen Krebsschaden mit scharfem Schnitt aus, ohne der Ströme Blutes zu achten, welche dafür fließen mußten, und die italienische Uebersetzung des berühmten Buches „Onkel Toms Hütte," das so viel für die Befreiung der Sklaven gethan hat, wurde in dieser Zeit von der Kardinalversammlung verboten. Die letzten Staaten, die in Europa in die Aufhebung der Sklaverei eingewilligt haben, sind Spanien und Portugal, die Schoßkinder der römischen Kirche; doch thaten sie es nur unter dem Drucke Englands. Und ganz vor kurzem wurde diese Maßregel in Brasilien noch heftig bekämpft — von der klerikalen Seite aus, und sie wurde ohne sie, trotz ihr durchgeführt.

Man sieht hieraus: die katholische Kirche hat die Sklaverei gefördert, sie hat sie gebilligt, sie hat sie verteidigt, und wenn es von ihr allein abhinge, so bestände sie vielleicht noch.

Der Kardinal Lavigerie sagte in Brüssel, indem er auf das Mitleid anspielte, das er durch seine Reden zu Gunsten der Neger erregte: „Meine Zuhörer sahen in dem Purpur, welcher meine Schultern bedeckt, ohne Zweifel das Blut des ganzen Erdteils, für welchen ich ihr Mitleid anrief." Diese schöne Redeblume war wahrer, als er sich vielleicht dachte; denn das rote Kleid der Mitglieder des römischen Kollegiums hat das Angenehme, wie ein andrer französischer Kardinal sagte, daß „man das Blut nicht sieht" . . . das Blut, welches vielfach unter Mitschuld der katholischen Kirche vergossen worden.*)

4.

Die Sklaverei und das Christentum sind unvereinbar. Die erstere ist eine Schöpfung des Heidentums, welche von dem letztern nur nicht sogleich mit Zwang beseitigt worden ist. Aristoteles hat erklärt, daß die Knechtschaft gewisser Rassen „in der Natur des Menschen begründet und deshalb unabänderlich sei." Menander, ein andrer Grieche, sagt: „Sklave, gehorche den Befehlen deines Herrn, sie seien gerecht oder ungerecht!" Und Ulpian, der große römische Rechtsgelehrte spricht von dem „Sklaven oder irgend einem andern Tier." Diesen Theorien und ihren unwürdigen Ausübungen gegenüber, versichert das Christentum, daß wir alle gleich sind, und daß wir, mögen wir nun Sklaven oder Freie in den Augen der Welt sein, uns alle von der Sünde befreien lassen müssen, um Diener der Gerechtigkeit zu werden. Die christliche Kirche erhob den Sklaven wieder in seinen eignen und den Augen andrer; sie erhob ihn, indem sie ihn belehrte; sie bewilligte ihm einen Platz beim heiligen Abendmahl neben den Freien und sogar neben großen Herren; sie bekleidete ihn mit kirchlichen Aemtern, falls er würdig und bei seiner Wahl nichts anders als seine Knechtschaft auszusetzen war. Man fand daher unter den Sklaven Bischöfe wie Märthyrer, welche für ihren Glauben ganz ebenso gut oder oft besser das Leben ließen als Freie; man sah auch christliche Sklaven durch ihr gutes Beispiel und ihre Worte ihre Herren bekehren und so ihre geistlichen Väter und Führer im neuen Glauben werden.

Was die Abschaffung der Sklaverei auf einmal und nötigenfalls durch Gewalt anbetrifft, so wollten das Jesus und seine Jünger nicht thun. Das hätte geheißen das geistige Gebiet verlassen, auf welchem allein das Evangelium die Freiheit bringen und eine vollständige Umwandlung bewirken sollte. Uebrigens giebt es zahlreiche Beispiele in der Geschichte, welche beweisen, daß die Befreiung der Sklaven durch Krieg keine wirkliche und allgemeine Freiheit bringt, sondern nur ein Vertauschen der Rollen, die Unterdrückung der ehemaligen Unterdrücker durch die nun Befreiten und den Ausbruch der niedrigsten Rachegefühle. Schließlich hätte eine gewaltthätige Befreiung die plötzlich befreiten Leibeignen in allen Lastern der Knechtschaft stecken lassen; daher mußten zuerst die Herzen befreit werden.

Wäre die älteste Kirche ihren Grundsätzen und den Lehren ihres Meisters treu geblieben, so hätte die Sklaverei unfehlbar schon lange vor unsrer Zeit verschwinden müssen. Unglücklicherweise veränderte sie aber sich selbst, indem sie die Welt besiegte. Sie vereinigte sich mit dem weltlichen Herrschertum; sie wurde durch die Entwicklung des römischen Reichs zu einer Religion, welche auf der Ungleichheit der Klassen und auf der Unterordnung der Kleinen unter die Großen begründet ist, und die Sklaverei wurde durch sie nur befestigt. Man hörte den heiligen Bonaventura erklären, daß der Unterschied zwischen Herren und Sklaven göttliches Recht sei, und der heilige Thomas von Aquino verbot den Leibeignen sogar, die Freiheit zu wünschen. Die Kirchen und die Klöster hatten ihre Leibeignen, und wenn man dem entgegenhält, daß sie manchmal in Freiheit gesetzt wurden, so können wir darauf nur antworten, daß dies außerordentlich selten geschah und daß es niemals freiwillige Befreiungen waren, sondern stets bedingungsweise: wenn die ehemaligen Sklaven die für ihre Befreiung festgesetzte Summe bezahlt hatten.

Jedesmal jedoch, wenn man auf die Bibel zurückkam und ernstlich auf die Lehren Christi achtete, fühlte man, daß da ein schreiender Mißbrauch abzuändern und ein Schandfleck abzuwaschen sei. Die Geschichte der Abschaffung der Sklaverei in Amerika gab einen Beweis davon. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts war die Sklaverei in mehreren Staaten des Nordens verpönt und abgeschafft; und dies waren gerade solche Staaten, wie ein katholischer Geschichtschreiber bemerkte, „wo ein biblischer Geist herrschte."*) Sie waren die ersten, die davon sprachen, die Sklaverei von Regierungswegen zu verbieten, und im Jahre 1820 die äußerste nördliche Grenze derselben festsetzten. Wenn sie ihr Ziel nicht schneller erreichten, so kam es daher, daß diese Staaten bis zur Erwählung Lincolns nicht die Oberhand hatten, sondern von den Südstaaten geleitet wurden, wo die Liebe zum Mammon, das erschlaffende Klima und die nachbarliche Berührung mit katholischen Völkern den Eifer und die Anhänglichkeit an das Evangelium geschwächt und aus dem Evangelium ein neues Schein- und Formwesen gemacht hatten. Als der Norden nach einem blutigen Kampfe für Gerechtigkeit und Freiheit endlich triumphirte, hatte die Sklaverei ausgelebt, und ihre Abschaffung wurde durch einen Zusatz in der Konstitution erklärt.

Man sieht, es hat auch im Christentum einer langen Zeit bedurft, ehe die von dem Apostel Paulus im Briefe an Philemon ausgesprochenen Grundsätze über die Sklaverei öffentlich zur Geltung gekommen sind. Aber siegen mußte die evangelische Anschauung doch; denn wo man wirklich Ernst macht mit Christi Lehre, da muß über kurz oder lang die Sklaverei fallen. Jedoch auch das ist gewiß: wo man anders als nach rein evangelischen Grundsätzen die Frage der Sklaverei lösen will, sei es mit einem türkischen Scheinverbot oder mit einem römischen Kreuzzuge, da wird das Uebel niemals mit der Wurzel ausgerissen werden. Dasselbe muß von innen heraus überwunden werden. Darum wollen wir die Welt evangelisiren, die Muhammedaner nicht weniger als die Heiden, und wollen unter den Christen, die es nur dem Namen nach sind, Christi Gedanken und Grundsätze in ihrer reinen, unverfälschten Gestalt zur Geltung bringen; dann werden alle, die der Sohn frei gemacht hat, in Wahrheit frei werden.

---

*) Es mag hier die Bemerkung ihren Platz finden, daß wir keineswegs die Thatsache verschweigen oder auch nur beschönigen wollen, daß im Laufe der letzten Jahrhunderte hin und wieder auch einzelne protestantische Händler und Pflanzer, besonders Engländer und Holländer, Sklaven gekauft und unterdrückt haben; aber für diese Ausnahme darf man keinesfalls die evangelische Kirche verantwortlich machen. Kein überzeugungstreuer evangelischer Christ und noch viel weniger ein protestantisches Kirchenregiment hat sich je zum Verteidiger der Sklaverei aufgeworfen. P

*) Ein höchst interessantes, hierauf bezügliches Schriftstück hat neuerdings die deutsche Kolonialzeitung vom 16. Februar dieses Jahres veröffentlicht. Wie dort nachgewiesen ist, haben schon im Jahre 1688 mehrere deutsche, aus Krefeld stammende Quäker in Germantown bei Philadelphia einen lebhaften Protest gegen die Sklaverei erhoben, der zwar damals nicht den gewünschten Erfolg hatte, aber doch sicherlich auch nicht ohne Einfluß auf die ein Jahrhundert später wiederkehrende Bewegung geblieben ist. P

Russische Briefe

Von einem Juristen

2

Vielfach wird jetzt in Rußland die Frage aufgeworfen: „Was nützen die klassischen Gymnasien und die Universitäten dem Staate? Fort mit diesen Bildungsanstalten! Uns Russen gereicht schließlich alles zum Verderben!“ Wie entsetzlich wahr, mit welcher feinen psychologischen Zergliederung schildern unsre großen Schriftsteller, wie Turgenjew, Hertzen u. a. die verwahrlosten Gestalten und die unverbesserlichen Zustände des modernen „gebildeten“ Rußlands; sie sind große Satiriker, reißen alles herunter, stellen alles unbarmherzig bloß; aber sie sind nur groß im Tadeln, dagegen ganz machtlos im Schaffen; sie fragen gar nicht danach und bemühen sich gar nicht darum, wie es besser werden könnte. Der einzig gesunde Kern des großen russischen Volkes ist vielleicht noch in den niedern, ungebildeten Klassen der Kleinbürger, Kaufleute, Bauern und Arbeiter zu finden; diese sollen von der westeuropäischen Kultur noch nicht „angefressen“ sein. Aber gerade in diesen Volksklassen finden wir wiederum alle Sektirer oder Raskolniken. Ihr unbefriedigtes religiöses Gefühl treibt sie aus der orthodoxen Staatskirche und läßt sie Befriedigung in selbstgeschaffnen Lehren und Gebräuchen oft der absonderlichsten und gefährlichsten Art suchen (Selbstverstümmler, Teufelsanbeter). Der „Raskol“ hat in Rußland bereits ganz ungeahnte Ausdehnung gewonnen und nimmt immer mehr zu. Man erfährt offiziell nichts davon, weil die Regierung die Veröffentlichung dieser Zustände, denen gegenüber sie trotz aller Zwangsgesetze ganz machtlos ist, fürchtet. Neben vielen ganz verkehrten und gefährlichen Geistesrichtungen findet man aber bei ihnen auch sehr gesunde, christliche Anschauungen, verbunden mit einem ernsten, sittlichen Lebenswandel und großem Arbeitsfleiße, welche diese Sektirer vor den Bauern orthodoxen Bekenntnisses gewaltig auszeichnen. Möglicherweise bereitet sich hier eine religiöse Wiedergeburt Rußlands vor; mehr oder minder klar ahnt dies auch die öffentliche Meinung, welche die Sektirer überaus mild beurteilt.

Unsre Strafgesetze entsprechen überhaupt keineswegs dem Volksbewußtsein. Der Russe denkt sehr human und mild; in den Verbrechern sieht er zumeist Unglückliche; die Strafgesetze erscheinen ihm viel zu streng. Dieser Umstand sowie das mangelnde Rechtsbewußtsein erklären die vielen überraschenden Urteilssprüche unsrer Geschwornen. Sie sprechen meistens alle frei, weil die Strafen so streng sind, und maßen sich das allerhöchste Recht der Begnadigung an. Ebenso mild urteilt — ausgenommen in den westlichen Provinzen — der russische Richter; er genirt sich wenig, macht einige Winkelzüge und spricht trotz offenbarer Schuld auch frei, einem menschlichen Gefühle seines Herzens folgend. Nun stehen die kirchlichen Strafgesetze am allerwenigsten im Einklange mit dem Rechtsbewußtsein des russischen Volkes und seiner Richter und werden im Innern des Reiches fast nie angewendet. Vor etwa zehn Jahren spielte sich vor dem O . . . schen Bezirksgericht ein Monstreprozeß gegen die russische Sekte der „Stundisten“ (eifrige Bibelleser) ab; die Leute hatten in weitgehender Weise die Staatsgesetze verletzt, Propaganda unter der örtlichen orthodoxen Bevölkerung gemacht, sehr viele bekehrt, offne Reden gegen die Staatskirche gehalten u. s. w. und wurden doch von den Geschwornen sämtlich freigesprochen. Aus meiner Praxis als Friedensrichter im X . . schen Gouvernement erinnere ich mich, daß mir der Untersuchungsrichter wiederholt Leute dafür zur Bestrafung vorstellte, daß sie, als Zeugen berufen, sich weigerten, nach gemachter Aussage den Zeugeneid zu leisten. Ich befragte die Leute nach dem Grunde ihrer Weigerung; sie erwiderten, daß sie an und für sich den Eid nicht verweigerten, sie wären jedoch römisch-katholisch, wenngleich sie zur griechisch-katholischen Kirche angeschrieben wären, und wollten den Eid nur vor dem römisch-katholischen Geistlichen ablegen und nicht vor dem Popen, um nicht hierdurch ihre Zugehörigkeit zur griechischen Kirche zu dokumentiren. In Uebereinstimmung mit meinem griechisch-katholischen Kollegen sprach ich die Leute frei und von keiner Seite wurden derartige Urteile angefochten. Ebenso haben wir Friedensrichter diejenigen Leute freisprechen können, die vom Popen deshalb angeklagt waren, daß sie ihre Verstorbenen ohne seine Assistenz beerdigt hatten, wiederum weil sie trotz äußerer erzwungener Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche von derselben nichts wissen wollten.

Im Innern des Reichs stehen also die kirchlichen Strafgesetze eigentlich nur auf dem Papier; die Staatskirche begnügt sich mit ihrer äußern Machtstellung und verfolgt ihre Angehörigen nicht dafür, daß sie sich innerlich von der Kirche abwenden; sie begnügt sich mit Glaubenszertifikaten, d. h. mit Kommunionscheinen, in welchen bescheinigt wird, daß man in der österlichen Zeit gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen hat*). Die Staatskirche hätte auch viel zu thun, wenn sie den Buchstaben ihrer Strafgesetze ausführen wollte, und würde damit allgemeine große Unzufriedenheit erregen. Im Innern der orthodoxen Kirche lebt jeder nach seiner Façon: nur offenbarer Abfall ist verboten; man darf vieles thun, darf aber nicht davon reden und Aufsehen erregen. Wenn z. B. ein Protestant eine orthodoxe Russin heiraten wollte, so wäre ihm zu raten, sich im Innern des Reichs trauen zu lassen; unzweifelhaft fänden sich viele Popen, welche auch ohne Bestechung nur aus menschlichem Mitgefühl und gutem Herzen die Trauung vollziehen würden, ohne das Reversal betreffs der Kindererziehung gemäß Artikel 67, 1. T., 10. Band des Reichsgesetzes zu fordern; dann könnten die Eltern später ihre Kinder im evangelischen Glauben erziehen, ohne daß Artikel 190 des Strafgesetzbuchs auf sie Anwendung fände. Nur müßte die Amtshandlung des Popen geheim gehalten und dürfte über das Ganze nicht gesprochen werden — nach deutschen Rechtsanschauungen ein trauriger Winkelzug und unwürdiger Notbehelf, aber eben in Rußland möglich und für erlaubt gehalten!

Hierbei sei noch ein kurzes Wort über die russische Geistlichkeit hinzugefügt. Die niedrige Bildungsstufe der Popen ist bekannt; aber es sind meistens gutmütige, harmlose Leute, nur zum kleinsten Teile wirklich fanatisch, und das auch nur aus persönlichen Motiven, wenn sie gereizt oder beleidigt worden sind. In den baltischen Provinzen, sowie in Lithauen und Polen haben sie eine schwierige Stellung, dort der evangelisch-lutherischen, hier der römisch-katholischen Bevölkerung gegenüber; da sie aber aus eignem Antriebe nur selten hart und fanatisch auftreten, sondern bloß willenlose gehorsame Werkzeuge ihrer politischen und kirchlichen Obrigkeit sind, so fällt auch das Odium nicht auf die Popen, sondern auf die Regierung, und sie selbst leben mit der örtlichen Bevölkerung meist friedlich zusammen. Wie hoch die Achtung indessen ist, mit der man den Popen in Rußland begegnet, geht am deutlichsten aus dem allgemein verbreiteten Aberglauben hervor, es sei eine böse Vorbedeutung, wenn man einem Popen des Morgens früh schon begegnet; der rechtgläubige Russe wendet sich ab, spuckt aus und bekreuzigt sich, was ihn aber nicht daran hindert, bald nachher dem Popen die Hand oder den Aermel und Zipfel seines Rocks demütig zu küssen. Ein beklagenswertes Symptom für eine höchst bedenkliche Verderbnis des national-russischen Klerus in neuester Zeit ist die traurige, gerichtlich festgestellte Thatsache, daß eine verhältnismäßig große Anzahl von Popensöhnen in den Reihen der Nihilisten und Verschwörer gefunden worden ist. Die orthodoxe Geistlichkeit scheint doch der revolutionären Partei gegenüber geistig ohnmächtig, ja selbst von den Ideen der letztern zum Teil angesteckt zu sein, was sich vielleicht aus der gedrückten, armseligen Stellung der niedern sogenannten „weißen“ Welt- oder Pfarrgeistlichkeit im Vergleich mit der durch Reichtümer und Ehrenstellen mächtigen „schwarzen“ Klostergeistlichkeit, aus deren Reihen allein die höhern kirchlichen Aemter besetzt werden, erklären läßt.

*) Daß derartige Zeugnisse häufig „ohne gute Worte, aber für gutes Geld“ vom Popen zu kaufen seien und daß hierin eine ergiebige Einnahmequelle der letztern liege, behauptet ein neuerdings erschienenes, allerdings sehr schwarz in schwarz malendes Schriftchen: „Der russische Vulkan“ von Dr. L. Holthof, Frankfurt am Main, Morgenstern.

Während nun im Innern des russischen Reichs, wie ich oben auf Grund persönlicher juristischer amtlicher Erfahrung mitteilte, von der Schärfe der staatskirchlichen Gesetzgebung des Swod nur wenig zu spüren ist, macht sich dieselbe dagegen in den westlichen Grenzprovinzen neuerer Zeit höchst empfindlich bemerkbar. Hier haben sich die Verhältnisse mehr und mehr zugespitzt und die Gemüter erregt. In den Ostseeprovinzen ist es jetzt sehr gefährlich, für Religionsvergehen dem Gerichte überantwortet zu werden. Die baltischen Richter wenden an und für sich das Gesetz streng an, viel genauer als ihre Kollegen im Innern des Reichs, und stehen außerdem unter dem Hochdruck des Justizministers und seines allmächtigen Vertreters, des Gouvernement-Prokureurs (Oberstaatsanwalts), von dem zur Zeit die ganze Rechtspflege abhängt. Aber immer noch sind wir Balten noch nicht so schlimm daran, wie die Lithauer und Polen, in deren Gebiete Moskau gegen Rom einen Kampf auf Leben und Tod führt. Nach Unterdrückung des letzten blutigen polnisch-lithauischen Aufstandes (1863) wurden dort eine Menge römisch-katholischer Kirchen einfach in griechisch-katholische umgewandelt und ganze Dörfer und Gemeinden zur orthodoxen Staatskirche „umgeschrieben." Dies geschah besonders mit den sogenannten „Uniaten" im Ljublinschen Gouvernement; sie wurden gar nicht gefragt, ob sie bei der Jahrhunderte alten Religionsübung ihrer Väter bleiben wollten, welche zwar einzelne griechisch-katholische Gebräuche pflegten, im ganzen aber entschieden als römische Katholiken galten; sie wurden einfach für griechische Katholiken erklärt. Da sie aber dies nicht anerkannten und doch auch nicht von den römischen Geistlichen zu den Sakramenten zugelassen werden durften, so fingen diese Unglücklichen an, außerhalb jeder kirchlichen Gemeinschaft zu leben; noch heutigen Tages leben sie vielfach in wilder Ehe, taufen ihre Kinder und begraben ihre Leichen selbst; jetzt ist es schon so weit gekommen, daß junge militärpflichtige Lithauer und Polen keinen Altersnachweis vorbringen können, da sie nicht kirchlich getauft sind, und es muß das Lebensalter von den russischen Militärärzten nach Augenschein festgestellt werden. Die Gutsbesitzer polnischer Nationalität müssen nach wie vor die Lasten für die von der orthodoxen russischen Geistlichkeit annektirten Kirchen tragen und außerdem ihre eignen römisch-katholischen Geistlichen erhalten. An den Orten, wo neue russische Kirchen erbaut werden oder wo es an Pfarrländereien fehlt, wird das erforderliche Land nicht, wie in den baltischen Provinzen, gegen Geldentschädigung expropriirt, sondern einfach ohne jeden Ersatz weggenommen. Das sind Zustände, denen gegenüber wir Balten uns noch in einem förmlichen Eldorado von Rechtsstaat befinden! Freilich ist es auch meine feste Ueberzeugung, die ich an Ort und Stelle gewonnen: der Kampf zwischen Moskau und Rom ruht gegenwärtig nur, ist aber noch lange nicht beendet. Die römische Saat in Lithauen und Polen, obgleich jetzt in den Boden gestampft, wird neu aus der Wurzel emporschießen; diese Gebiete werden einst vollständig zum Katholizismus zurückkehren, sie werden nie russifizirt werden. Hören einmal die Zwangsgesetze auf, so ist es auch mit dem russischen Charakter dieser Landstriche vorbei.

Was aber unsre baltischen Provinzen anlangt, so muß ich vom juristischen Standpunkte aus sagen, daß man der russischen Staatskirche das Recht der Existenz daselbst nicht bestreiten kann. Ist doch im Nystädter Vertrage (1721) diese Existenzberechtigung ausdrücklich hervorgehoben. Mithin bildet die Ausübung der Zwangsgesetze der orthodoxen Kirche innerhalb der andersgläubigen baltischen Bevölkerung wohl ein Unglück für die Betroffnen, jedoch kein Unrecht. Wenn man will, kann man ja dem Unglücke und dem Elende, welches in der orthodoxen Kirche herrscht, fern bleiben; man braucht nur nicht überzutreten oder mit Personen orthodoxen Bekenntnisses eheliche Gemeinschaft einzugehen. Hier liegt das Unrecht nicht, dasselbe fängt erst da an, wo die orthodoxe Kirche in betrügerischer Weise, wie in den baltischen Provinzen, oder in gewaltsamer Weise, wie in Lithauen und Polen, Proselyten macht. Hiervon ahnen aber unsre Kaiser nichts. Sie wissen nicht, was im weiten Reiche auf ihren Namen hin gesündigt wird. Das ist eben der Hauptfehler einer absolut monarchischen Staatsverfassung, daß die Herrscher alles mit ihrem Namen decken, daß sie für alles verantwortlich gemacht und doch nicht zur Verantwortung gezogen werden können. Als Zar Alexander II. 1865 durch seinen Abgesandten, den Grafen Bobrinsky, von dem maßlosen, durch den „offiziellen Betrug" der Staatskirche in den Ostseeprovinzen hervorgerufenen Elend erfuhr, zeigte er ein Herz für seine unglücklichen Unterthanen. Alles, was er als russischer Zar für die Beschwichtigung der aufgeregten Gemüter und Gewissen thun konnte, das that er, indem er in nicht offizieller Weise, durch geheimen Erlaß vorschrieb, daß die kirchlichen Zwangsgesetze in den baltischen Ländern nicht ausgeführt werden sollten (20. Mai 1865). Mehr konnte er als Zar nicht thun. Man erzählt, seine Gemahlin, eine hessische Prinzessin, habe nach ihrem Uebertritt zur russischen Kirche die heftigsten Gewissensbisse und Gemütsunruhe empfunden. Durfte der Zar es seiner Gemahlin gestatten, zur lutherischen Kirche zurückzutreten? Als russischer Zar gewiß nicht; er mußte die Gewissensnot seiner Gattin dem russischen Staatswohle in der für den russischen Herrscher allein maßgebenden Auffassung zum Opfer bringen, oder seiner historischen Aufgabe entsagen und als Kaiser Rußlands abdanken. Im geheimen soll die Kaiserin lange Zeit hindurch das heilige Abendmahl von einem lutherischen Geistlichen empfangen haben; sicher ist, daß sie später ihre Gemütsverfassung bedeutend geändert, sich vollständig der griechisch-orthodoxen Kirche zugewendet und in der peinlich genauen Erfüllung der kirchlichen Vorschriften und in der eifrigen Begünstigung der Staatskirche Beruhigung ihres Gewissens gesucht hat. Was der Zar seiner Gemahlin versagen mußte, konnte er doch nicht seinen Unterthanen gestatten; Glaubens- und Gewissensfreiheit in dem Sinne, die russische Staatskirche verlassen zu dürfen, ist bei der einmal bestehenden russischen Staatsverfassung ein unmögliches Verlangen, oder es müßte erst diese Verfassung völlig verändert werden. Daran ist aber zumal unter dem jetzigen Kaiser Alexander III. gar nicht zu denken; er hat kein Herz für seine deutschen Unterthanen; unter dem Einflusse seines Lehrers Pobedonoszew sieht er sein und Rußlands Heil in der starren Aufrechterhaltung der orthodoxen Kirche und der kirchlichen Zwangsgesetze. Er will, daß überall in Rußland die gleichen Gesetze wieder in gleiche Anwendung gebracht werden; er will nach russischen Gesetzen und nicht nach Privilegien regieren. Auch ein Standpunkt. Indessen ist es unserm jetzigen Kaiser gewiß fremd, was alles bei uns in den baltischen Provinzen geschieht. Diese betrügerischen „Bekehrungen" gelangen nicht an sein Ohr, und würde er davon hören, so fehlte ihm der Glaube; er hielte dergleichen Berichte für Verleumdungen der Staatskirche und für deutsche Erfindung. Zar Alexander III. ist ein streng rechtlicher, aber auch höchst eigenwilliger Charakter und dabei umstrickt von gewaltigen Intriguen, die ihm den freien Einblick rauben. Die große Unzufriedenheit mit seiner Umgebung mag wohl seinen maßlosen Jähzorn reizen. Er hat nicht die Kraft, den Einfluß seiner Umgebung zu brechen und frei, selbständig zu herrschen, und so läßt er die Kreaturen schalten und walten, da er es nicht hindern kann. Geht ihm die richtige Erkenntnis einmal auf, wie mit Katkow, so tritt er die Kreatur zu Boden, und diese verendet.

Zum Schluß möchte ich noch eine irrtümliche Auffassung zurechtstellen, die sich im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 38 in Bezug auf Kaiser Nikolaus findet. Nicht dieser Zar erst hat die Klausel in die Bestätigungsurkunde der baltischen Privilegien und Freiheiten eingefügt:

soweit dieselben in Uebereinstimmung sind mit den allgemeinen Einrichtungen und Gesetzen unsers Reichs,

sondern eine ähnliche Klausel befindet sich bereits in der Gnadenurkunde des Zaren Peter des Großen an die Livländische Ritterschaft vom 30. September 1710, wozu der genannte aufgeklärte Herrscher allerdings unter dem 13. Februar 1711 noch die beruhigende Zusage hinzufügte:

die Ritterschaft brauche sich wegen dieser Klausel keine Sorge zu machen, da er ohnedem so generös gesinnt sei, die Freiheiten und Privilegien Livlands eher zu vermehren, als zu vermindern.

Uebrigens findet sich die obige Klausel noch in allen den Staatsurkunden, welche sowohl deutsche Kaiser (wie Karl V. am 30. Oktober 1527), als auch polnische, dänische und schwedische

Könige von 1562 an bis 1617 den baltischen Provinzen ausgestellt haben. Selbstverständlich hat dieselbe Klausel in allen den Konfirmationsurkunden Aufnahme gefunden, welche seit Peters I. Besitzergreifung der baltischen Länder von seinen Nachfolgern auf dem Zarenthrone gegeben wurden.*) Leider hat nur der jetzt regierende Kaiser Alexander III. bei seiner Thronbesteigung 1881 es überhaupt abgelehnt, die alten Privilegien und Freiheiten der baltischen Provinzen zu bestätigen; somit ist derselbe staatsrechtlich zu keiner Schonung und Milde verpflichtet. Was Kaiser Nikolaus I. aber anlangt, so muß ich als Jurist ihm nachrühmen, daß ihm das große Verdienst zukommt, daß er den ungeheuren Wust russischer Gesetze erst historisch und dann systematisch ordnen ließ. Ihm verdanken wir, daß wir ein kodifizirtes Gesetzbuch, den Swod Sakonow, haben. Die kirchlichen Zwangsgesetze bestanden meist schon vor Nikolaus I. Zeit. Er hat sicherlich die Bedeutung und den Umfang der „Bekehrungen“ in Livland in den Jahren 1841 ff. nicht gekannt. Sein rechtlicher Charakter hätte dergleichen Unfug sicher nicht zugelassen.**) Aber selbst ein Nikolaus war machtlos der russischen Beamtenwirtschaft gegenüber. Er war kein hervorragender Geist, aber ein eminent hervorragender Charakter; er hatte keine Vorbildung für den Herrscherberuf, sondern eine einfache militärische Erziehung erhalten. Unsre Väter, wie das jetzige Geschlecht in den baltischen Provinzen, verehren Kaiser Nikolaus hoch; und wie oft werden gerade in den jetzigen Zeiten Wünsche laut: wenn doch wieder ein Nikolaus auf den Thron Rußlands gelangte, dann würde alles wieder besser werden — oder vielleicht würde selbst ein Nikolaus jetzt nicht mehr helfen können, er würde nicht retten, er würde selbst untergehen. — —

Soweit unser russischer Berichterstatter. Wir entnehmen seiner Schilderung von neuem die Erkenntnis, daß der kirchlichen Not unsrer baltischen Glaubensbrüder nur durch höhere Erleuchtung der Person des absoluten Herrschers abgeholfen werden kann. Um solche Erleuchtung beten zum Herrn der Kirche die bedrängten Brüder in der Ferne, darum beten auch wir in der deutschen Heimat. Möge einst dem selbst so schwer leidenden russischen Volke ein Herrscher beschieden sein, welcher mit religiöser Wärme einen weiten Blick und einen gerecht und billig denkenden Sinn verbindet und im Bewußtsein seiner ungeheuern Verantwortung die Kraft und den Antrieb findet, seinem Volke auf der Bahn der Duldsamkeit und Gerechtigkeit voranzuleuchten; ein Herrscher, der auch den Mut hat, den Machthabern einer versteinerten und verknöcherten Staatskirche gegenüber zu handeln, wie einst Peter der Große gethan, welcher eines Tages bei einer Sitzung des heiligen Synod, da er dort für seine Reformpläne auf hartnäckigen Widerstand stieß, seinen kaiserlichen Degen auf den Sitzungstisch mit dem kühnen Worte warf: „Hier ist euer Präsident!“ N—t

Tagebuchblätter aus Italien

11. Karfreitag in Messina

Messina, 8. April 1887

Karfreitag wird in Italien nicht unter die höchsten Feste gerechnet. Bunter und lebhafter noch als sonst war am Vormittag das Werkeltagstreiben am Hafen, auf den Straßen; kein Laden war geschlossen, kein Feiertagskleid war zu sehen, keine Sonntagstille zu spüren. Der Dom war wohl etwas mehr besucht zur Vormittagsmesse, aber heiter plaudernd schritten die Kirchgänger auf und ab in den Langschiffen, einzelne sogar gemütlich für sich singend und pfeifend. Am Nachmittage bewegte sich in pomphaftem Gepränge unter theatralischen Trauermarschklängen ein großer Aufzug durch die Stadt. Mönche und Nonnen, Schulkinder und die Brüderschaften, fast alle unheimlich vermummt, so daß nur die Augen sichtbar werden, tragen lebensgroße statuarische Darstellungen der Leidensgeschichte, voran Christus mit den zwölf Aposteln, dann u. a. das Passahmahl, Gethsemane, Geißelung, Christus mit dem Purpurmantel, Kreuztragung, zum Schlusse die Mater dolorosa, schwarz gekleidet, das Schwert in der Brust, aber mit Gold und Flitter umgeben.

**) Vgl. „Die Vereinigung des Ostseegebiets mit Rußland,“ wörtlicher Abdruck aus der Schrift: Geschichtliche Uebersicht der Grundlagen und der Entwicklung des Provinzialrechts in den Ostsee-Gouvernements. St. Petersburg, Druckerei der zweiten Abteilung Sr. Majestät eignen Kanzlei 1845 (1. T. Seite 79—107) Riga, gedruckt b. W. F. Haecker 1869.

*) Vgl. dagegen die Mitteilungen im ersten Jahrgange S. 39.

Von ganzem Herzen waren wir Gottes freundlicher Fügung dankbar, welche die deutsche evangelische Gemeinde hier in der Fremde um seinen Altar unter dem Kreuze in der Stille versammelte, sein Wort zu hören. Der von dem Gustav-Adolf-Vereine in diesem Winter für die evangelischen Gemeinden Italiens bestellte Reiseprediger weilte, nachdem er längere Zeit in Bari gewirkt hatte, schon einige Wochen in der schönen Stadt. Kaum einen halben Monat war es, daß wir schon einmal dem deutschen Gottesdienste hier beiwohnen konnten. Begeistert klang es an unsers Kaisers Geburtstage durch die Kapelle: Lobe den Herrn, o meine Seele. Schon damals war der Raum ziemlich gut gefüllt. Doch hatten sich fast alle, die nicht deutsche Staatsangehörige waren, von der Feier ferngehalten. Heute war es zum Erdrücken voll. Trotzdem daß selbst die Gänge besetzt waren, mußte eine ganze Anzahl während des Gottesdienstes stehen. Es mochten über hundert und fünfzig Personen sein.

Zum erstenmale wieder seit Jahren versammelten sich die Deutschen evangelischen Bekenntnisses zum deutschen Gottesdienste. Bis zum Jahre 1881 war ein Pfarrer hier, um der evangelischen Gemeinde, die alle deutsch redenden Protestanten, deutsche Staatsangehörige wie Schweizer und Dänen, umschloß, zu dienen. Dasselbe Gebäude, in dem wir uns heute wieder versammelten und das Kapelle, Pfarrwohnung und Schulraum enthält, war Eigentum der Gemeinde. Der letzte Pfarrer, ein radikaler Schweizer, jung, unerfahren, zeigte sich den schweren Aufgaben seines Amtes nicht gewachsen. Das kirchliche Interesse schwand, der Kirchenbesuch hörte schließlich ganz auf. Der Pfarrer verließ die Gemeinde. Zu spät wurde die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins nachgesucht. Das mit 15000 Franken belastete Grundstück mußte verkauft werden. Ein Engländer übernahm es für den englischen Gottesdienst. Wir hatten in Rom viel von diesen Vorkommnissen reden hören, zugleich aber von den waldensischen Geistlichen, sowie namentlich von den Deutschen in Rom, die sich von der deutschen Gemeinde abgewandt hatten, um den Waldensern sich anzuschließen, die Beruhigung erhalten, daß unsre Landsleute in Messina mit aller nur wünschenswerten Bereitwilligkeit und Sorgfalt durch die Waldenser geistlich versorgt würden. Wir hatten keinen Grund, an dem uns Gesagten zu zweifeln. Es berührte uns wohl schmerzlich, zumal wenn wir auf den zum englischen Gottesdienste einladenden Anschlägen in den Hotels von der „ehemals deutschen Kapelle“ lasen; aber wir mußten uns in den Verlust des wichtigen Postens der deutsch-evangelischen Kirche fügen. Auch der Reiseprediger, Superintendent Zschimmer von Beichlingen, wollte Messina eigentlich gar nicht aufsuchen, sondern sich gleich nach Palermo begeben. Wie erstaunten wir aber, als seine Ankunft von den Deutschen hier auf das wärmste begrüßt wurde, als je länger er blieb, um so lebhafter die Wünsche und Bitten wurden, er möge für Passionszeit und Ostern hier bleiben, als erst leise, dann immer stärker die Sehnsucht nach einem ständigen deutschen Pfarrer sich bemerkbar machte. Er ließ sich bewegen zu bleiben, hielt regelmäßige Sonntagsgottesdienste, richtete Passionsgottesdienste in der Woche ein, und es war herzerfreuend, die rege Beteiligung zu sehen. In etlichen Familien gab es Kinder, die zur Konfirmation reif waren. Die brachten sie ihm zum Unterrichte. Auf seine Frage, warum sie den Waldensern das nicht überlassen hätten, erwiderten sie, daß sie ihre Kinder zu den fremden Geistlichen nicht schicken konnten, da sie nur deutsch und etwas sizilianisch, nicht aber deren italienischen Vortrag verständen. Es stellte sich bald heraus, daß die Waldenser wohl einige der vornehmen, reichen deutschen Familien zu sich gezogen hatten, daß aber der größte Teil der deutschen Protestanten, aus Abneigung vor dem Fremden oder aus Mangel an italienischen Sprachkenntnissen, vollständig außer geistlicher Fürsorge stand. Die Waldenser haben Arbeitskräfte genug. In so kleinen Gemeinden, wie Rom, Messina, welche kaum zweihundert Seelen umfassen, arbeiten sie stets zu zweien, während unsre großen deutschen Gemeinden, die nach Tausenden zählen, Rom, Neapel einen einzigen Pfarrer haben. Jährlich fließen

den Waldensern aus Deutschland gegen 15000 Mark zu. Eine große Anzahl Deutscher untersteht ihrer Seelsorge. Trotzdem veranlassen sie keinen ihrer jungen Theologen, deutsch zu lernen, und schicken keinen nach Deutschland, während sie regelmäßig eine Anzahl nach England zur Ausbildung senden. Sie sagen, daß sie die „Kritik" auf den deutschen Universitäten ihre Theologen nicht vergiften lassen wollen. Wie jene Versäumnis unsre Deutschen und unser deutsch-evangelisches Christentum im Auslande benachteiligt, beweisen die Messinaer Verhältnisse.

Es ist darum nur mit der lebhaftesten Freude zu begrüßen, daß die Deutschen in Messina die Anstellung eines Pfarrers und, um nicht wieder ungenügende Kräfte zu erhalten, den Anschluß an die heimatlichen Kirchenbehörden beschlossen haben. Ein Gemeindevorstand ist gewählt worden, um die Verhandlungen mit dem evangelischen Oberkirchenrate und dem Gustav-Adolf-Vereine zu führen. Schon sind 3000 Franken in Messina jährliche Beisteuer gezeichnet. Nicht leicht war es, die Wege zu finden, um auch Palermo die geistliche Versorgung zu teil werden zu lassen. Die Hauptstadt Siziliens hat eine ansehnliche deutsche Kolonie. Aber es fehlt an wohlhabenden Leuten, und kaum anderwärts ist die Gleichgiltigkeit für alles Kirchliche so groß wie hier, wo man noch nie geistliche Pflege gehabt hat. Nun unser unermüdlicher Reiseprediger hat auch hier die Garantirung der Mittel durchgesetzt, um den sechsmaligen Aufenthalt des Messinaer Pfarrers auf je 14 Tage im Jahre zu ermöglichen. Diese Verbindung der beiden Pfarrämter ist nur ein vorläufiger Notbehelf. Man braucht, um von der einen Stadt zur andern zu kommen, 10 Stunden Eisenbahnfahrt. Binnen kurzem muß auch Palermo seinen eignen Pfarrer haben. Mächtig wächst die deutsche Arbeit und das deutsche Ansehen im Auslande. Wie hoch stehen unsre deutschen Kolonien da in den Augen der Italiener! Wie rasch haben unsre deutschen Erzieherinnen die französischen verdrängt! Schon empfindet jeder gebildete Italiener die Notwendigkeit, die deutsche Sprache zu pflegen. Damit wachsen die Aufgaben unsrer deutsch-evangelischen Kirche, wie des deutschen Stammlandes. Der Deutsche im Auslande neigt gern zum Fremden. Leicht wird er, wenn keine fortgesetzte Pflege vorhanden ist, kirchlich bedürfnislos; er steht hierin weit hinter dem Engländer zurück. Die deutsche Kirche im Auslande ist zugleich der nationale Mittelpunkt. Ihr zu helfen, den Segen der persönlichen Gegenwart eines Seelsorgers überall unsern deutschen Kolonien zu teil werden zu lassen, erheischt das kirchliche, das nationale Interesse, ist uns heilige Pflicht.*)

J F

Verschiedenes

(Aus der baltischen Kirche) Erschütternd sind die Briefe, die man jetzt von unsern evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in den russischen Ostseeprovinzen empfängt. „Uns kann nur durch das Martyrium geholfen werden, daß unsre Gegner sehen das Leben, das nimmer erdrückt werden kann, daß bei uns ist göttliche Kraft. Die Schlinge ist uns allen um den Hals gelegt; so lange sie noch nicht zugezogen ist, können wir uns ja ganz frei bewegen. Es ist, wie im römischen Reich in den ersten drei Jahrhunderten . . . . Auf den Sieg der Wahrheit hoffe ich nicht, — unser Trost kann nur der Trost des Herrn sein, der, als er den Weg des Kreuzes betrat, zu seinen Jüngern und wohl noch mehr zu sich selbst das Wort von der Erfüllung der Schrift sprach; der einzige tröstliche Ausblick für ihn war das: und am dritten Tage wird er wieder auferstehen."

Welche deutsche Kirchenbehörde wird die erste sein, die eine öffentliche Fürbitte für unsre bedrängten Glaubensgenossen anordnet? Vom preußischen Oberkirchenrat ist es nicht zu erwarten; das Auswärtige Amt dürfte es ihm so gut verwehren wie die Aufnahme von Sofia. Aber

*) Es wird ein besondres Interesse gewähren, obiges Tagebuchblatt mit den betreffenden Briefen des Superintendenten Zschimmer aus Messina zu vergleichen. Zschimmer hat seine Reisebriefe zu einem Büchlein gesammelt, das hiermit wiederholt warm empfohlen sei: Eine Gustav-Adolfs-Reise durch Apulien und Sizilien in Briefen von Dr. Zschimmer. Halle, Strien 1888. 132 S.; 2 M. Vgl. besonders S. 79—80.

Die Gemeinde Messina hat sich inzwischen günstig fortentwickelt. Seit einem Jahre steht ein junger Pfarrer aus Berlin, Hartwig, dort in Arbeit. Durch den Sturz eines deutschen Bankhauses am Orte und andre Zwischenfälle hat sich die Leistungsfähigkeit der Gemeinde verringert, nicht aber die Opferfreudigkeit. In Palermo sind die Deutschen zu gleichgiltig; doch halten die Frauen das Werk.

D H

auch aus idealen Gründen müssen die lutherischen Landeskirchen vorangehn. Giebt es noch Gemeinschaft des Bekenntnisses, giebt es noch brüderliches Mitleiden, giebt es noch Glauben an den Segen der Fürbitte, so darf man der von vielen ersehnten Verordnung gewiß in Bälde entgegensehn.

R

(Aus Petersburg) sind die diesjährigen Jahresberichte über die Diakonie der dortigen deutsch-reformirten Gemeinde, sowie über die gemeinsame evangelische Stadtmission daselbst eingegangen, dadurch von besonderm Interesse, weil wir aus ihnen erkennen, wie ungleich glücklicher und völlig unbehelligt die Evangelischen in Petersburg ihres Glaubens leben als diejenigen in den Ostseeprovinzen. Wir erfahren aus den Berichten, daß es in Petersburg nicht weniger als 21 verschiedne, selbständige evangelische Gemeinden giebt. Es sind: die finnische, estnische, lettische, schwedische, englische, britisch-amerikanische, holländisch-reformirte, deutsch-reformirte, französisch-reformirte Gemeinde, ferner die Petri-, Annen-, Katharinen-, Jesus-, Michaelis-, Marien-, Johannis- und Georgsgemeinde, die Evangelische Hospitalgemeinde, die Mariengemeinde im Stadt-Arh., das Bethaus in der 13. Linie (-Straße) und die Brüdergemeinde. Sie stehen jedoch alle, wie es scheint, in mehr oder weniger enger Verbindung. Die deutsche, holländische und französische reformirte Gemeinde besitzen eine gutbesuchte gemeinsame „Kirchenschule," Annenschule genannt, die eine Gymnasial- und Realabteilung umfaßt und in diesem Jahre ihr 150 jähriges Jubelfest gefeiert hat. Die Stadtmission ist ebenfalls ein Werk sämtlicher Gemeinden und insofern interessant und einzigartig. Die Stadtmission arbeitet unterschiedslos an den Kirchenlosen und Verwahrlosten aller evangelischen Denominationen; sowie dieselben aber dem Glauben zurückgewonnen sind, werden sie sofort der weitern Pflege der Gemeinden ihres besondern Bekenntnisses übergeben. Dieser Grundsatz hat sich bewährt. Die Art der Arbeit ist dieselbe wie bei uns. Sie besteht hauptsächlich in Hospital-, Gefangnen- und Armenbesuchen, in der Abhaltung von Sonntagsschulen und Bibelstunden, in der Leitung von Lehrlings-, Jünglings- und Männervereinen, in Schriften- und Gabenverteilung. An Anstalten gehören dazu ein Greisenheim, ein Rekonvaleszentenheim und ein in den Anfängen stehendes Seemannsheim in Kronstadt. Sechs Stadtmissionare bewältigen mit Mühe die Arbeit. Ihr Leiter ist seit einundeinhalb Jahren Pastor Hollmann, früher Seminardirektor in Dorpat. Er scheidet bereits wieder aus seinem Amte, denn soeben hat ihn das Vertrauen des Zaren in die gerade jetzt besonders schwierige Stellung eines Generalsuperintendenten von Livland berufen. Der vorliegende Stadtmissionsbericht enthält eine kleine Abhandlung von ihm: Die christusfeindlichen Zeitströmungen der Gegenwart und die innere Mission, welche ausdrücklich mit Beziehung auf die Naumannschen Artikel in Nr. 43, 45 und 47 des vorigen Jahrganges geschrieben ist. Hollmann vertritt darin den alten Wichernschen Standpunkt. Er definirt die innere Mission als die Bethätigung des geistlichen Lebens, das in der Gemeinde Jesu Christi pulsirt. Sie ist durchweg That des Glaubens. Ihr vornehmstes, entscheidendes Werkzeug ist das Evangelium, ihr Ziel, die Gotteskraft des Evangeliums dorthin zu bringen, wo es fehlte, ihr letzter Zweck aber doch schließlich die Selbsterbauung der Gemeinde Jesu Christi. Hollmann bestreitet entschieden, daß die innere Mission die „Entlastung der Bedrückten und Ueberlasteten" zur Aufgabe habe, und warnt, sie als Universalheilmittel gegen die soziale Not anzusehn und zur Modesache werden zu lassen.*)

Neben der Stadtmission blüht die besondre Diakonie der deutsch-reformirten Gemeinde, vor allem wohl das Werk dreißigjähriger Arbeit des durch viele Schriften auch in Deutschland bekannten Konsistorialrats D. Dalton, dessen Amt diese Ostern Pastor Dr. Gelderblom, bisher in Burg an der Wupper, übernehmen wird. Anerkennenswert sind die Opfer dieser einen Gemeinde für diesen einen Zweck. Noch nicht fertig mit der Abtragung einer hohen Kirchenbauschuld, hat sie im Berichtsjahre nicht weniger als rund 25000 Mark (= 7000 Rubel) aufgebracht. Sie erhält ein Kinderasyl in Petersburg, die evangelische Kapelle in Pargala, Ferienkolonien mit eignen Wohnhäusern in demselben Villenorte und eine Station für skrophulöse Kinder an der See. Ich habe selten eine so anmutende Schilderung über das Leben und Treiben in den Ferienkolonien gelesen wie diejenige über dies russische Kinderheim in Pargala und seiner Zweiganstalt zu Hapsal am Meeresstrande.

P G

(Noch einmal: Der Papst ein andrer Christus) Zu der Widmung an Papst Leo XIII., womit jüngst eine neue Ausgabe des römischen Breviers ausgegangen ist und die sich — wie wir sie in Nr. 11 abgedruckt haben — bis zu der Begrüßung des Papstes als unctione Christus erhebt, teilt uns ein gelehrter Freund mit, daß sie wörtlich einer Schrift des heiligen Bernhard von Clairvaux aus dem Jahre 1153 entnommen ist. Diese war an Papst Eugen III., seinen Schüler und Freund, gerichtet und wollte ihm die Hoheit und Verpflichtung seiner Würde zu Gemüte führen (De consideratione sui). Da heißt es wörtlich: Quis es? Sacerdos magnus, summus pontifex.

*) Gegen dieselben Naumannschen Artikel haben sich eingehend geäußert J. Pestalozzi in seiner „Wächterstimme für die Gemeinde des wahren Christentums," Heft 4 und 5 vom Januar und Februar d. J. und H. v. Schubert in Schäfers „Monatsschrift für innere Mission", Januarheft. Der letztere Artikel ist die Ergänzung und Fortführung des in Nr. 51 der Christlichen Welt vom vorigen Jahre erschienenen Aufsatzes vom selben Verfasser „Der alte und echte Begriff der inneren Mission".

D

Tu princeps episcoporum, tu heres apostolorum, tu primatu Abel, gubernatu Noe, patriarchatu Abraham, ordine Melchisedech, dignitate Aaron, auctoritate Moyses, iudicatu Samuel, potestate Petrus, unctione Christus. Tu es, cui claves traditae, cui oves creditae sunt . . . (Vgl. die Verdeutschung in Nr. 11). Es sind die nämlichen Worte wie in der Regensburger Widmung des Breviers. Aber es bewährt sich hier wieder: Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Jenes Buch Bernhards für Eugen III. hält dem Papste seine erhabene Würde vor, um ihm seine Pflichten um so ernster ans Herz zu legen. Und welche? Daß er nicht fragen soll nach Geld und Gut, denn der heilige Apostel Petrus habe ihm das nicht hinterlassen: Apostelgesch. 3, 6; daß er nicht herrschen soll nach weltlicher Herrscher Weise: 1. Petr. 5, 3. Luk. 22, 25. 26 — „denn es ist klar, daß den Aposteln damit untersagt wird, zu herrschen . . . Kein Gift, kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschgier.“ All dergleichen: Reichtum, Glanz und weltliche Herrschaft soll er tragen als ein zeitlich Ding, als ein unvermeidliches Uebel. „Denn darin bist du nicht ein Nachfolger des Petrus, sondern des Konstantinus.“ Schade, daß das Regensburger Büchlein den nach seinem weltlichen Königreiche so sehnsüchtig verlangenden Papst nicht auch an diese Worte Bernhards erinnert hat.

Eine merkwürdige protestantische Parallele findet sich bei Luther in einem Briefe an Bugenhagen vom 5. Juli 1537 (Bugenhagens Briefwechsel. Stettin 1888. S. 151): Christus vivit, et nos Christi sumus in nominativo et genitivo; ita placuit patri misericordiae per ipsum donare nobis regnum. Das ist noch schwerer zu verdeutschen, als jener Preis des Papstes, und zugleich unendlich viel tiefer; etwa: „Christus lebt, und wir sind Christus' im Nominativ wie im Genitiv; so hat es dem Vater der Barmherzigkeit gefallen, durch ihn uns das Reich zu geben.“ Also wir Christen sind durch Christum nicht nur Christi Eigentum geworden, sondern selbst Christusse: Gesalbte, Priester, Könige, Gotteskinder wie er. So darf der schlichteste und einfältigste Christ im Hochgefühl der erlebten Gottesgnade triumphiren, und auch der Papst dürfte es, wenn er daraus nicht weltliche oder kirchliche Herrschaftsansprüche herleiten, sondern einfach mit allen Erlösten des erlangten Gnadenstandes sich freuen wollte. R

(Schicksale eines Manuskripts) Es giebt wenige Bücher, die für Geist und Kirche einer Nation so bedeutsam und einflußreich geworden sind wie das Common Prayer Book, das „Allgemeine Gebetbuch“ der englischen Kirche; es ist Bekenntnisschrift, Kirchen- und Hausbuch in einem und begleitet den Engländer überall hin. Im Anschluß an die besten Liturgien der altenglischen Kirche wie an die Reformationsordnung des Kölner Erzbischofs, Hermann von Wied, ausgearbeitet, wurde das Gebetbuch 1549 von dem Parlament angenommen, bewundert und begrüßt wie eine Eingebung des heiligen Geistes. Von da ab machte es die Aenderungen und Wandlungen der englischen Reformationsgeschichte mit durch, bis es 1662 unter Karl II. seine letztmalige Redaktion und Sanktion erhielt durch Kirche, Parlament und König. Damals wurde das Manuskript des Buches angeheftet an die Rolle, auf welcher die für die englische Staatskirche so wichtige Uniformitätsakte eingetragen ist, und beide Urkunden wurden im „Schatzhaus des Königs“ aufbewahrt, einem alten Turme nahe bei dem Kapitelhause der Westminsterabtei. Um 1819 wurde das Manuskript von der Akte losgelöst durch einen Geistlichen, der sich das Durchlesen desselben bequemer machen wollte; noch etliche Jahre scheint es in demselben Schranke mit der Uniformitätsakte gewesen zu sein, aber in einem andern Fach, und dann verlor es sich ganz. Rastlose Nachforschungen erfolgten, über die selbst wieder ein Buch geschrieben wurde. 1867 machte sich der bekannte Dean Stanley noch einmal an systematisches Suchen, und als er schließlich meinte feststellen zu müssen, daß das Manuskript endgiltig verloren sei, fügte der Zufall, daß es am Abend desselben Tages an einem ganz andern Orte gefunden wurde, in einem Raume des Westminsterpalastes, wohin es 1864 mit andern Parlamentsakten geschafft worden sein muß. Seitdem hat es der Bibliothekar des Oberhauses (der Lords) in strenger Hut, und gegenwärtig wird von dem Manuskript ein photographischer Abzug genommen; mit aller Formalität, deren eine englische Kommission fähig ist, wird die Arbeit überwacht. Man ist gespannt darauf, ob die Vergleichung einen Unterschied ergiebt zwischen dem Originalmanuskript und der Ausgabe, die jetzt im Gebrauch der Kirche ist. C S

(Berichtigung) Die erste Zeile des Kreuzliedes von Wilhelm v. Plönnies in Nr. 13 muß lauten:

Man spricht wohl gern, daß schweres Leiden . . . .

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Nemes Kosztolany in der Slovakei: 6 Mk. von J H, F W, G M in Basel-Leopoldshöhe.

Für die evangelische Gemeinde Sofia: 11 Mk. durch O W, Halle a. S.; 10 Mk. von O E, Erlangen.

Für die evangelische Mission in Ostafrika, insbesondre das Krankenhaus zu Sansibar: 27 Mk. von P S, Kloster Haina; 10 Mk. von P W, Laubach; 3 Mk. von S E, Ehrenberg bei Altenburg; 1,50 Mk. durch E B, Auenheim; 1 Mk. von T R, S.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Der erste und zweite Jahrgang dieses Blattes sind noch zu haben, geheftet für je 6, gebunden für je 9 Mk. Das erste Quartal dieses Jahrgangs geheftet für 1,50 Mk. Probenummern werden jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung versendet. Ein neues Mitarbeiterverzeichnis ist soeben ausgegeben und wird jeder Probenummer beigelegt. Auch sind monatliche Probeabonnements eröffnet: gegen Einsendung von 50 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen an die vom Einsender der Gebühr angegebene Adresse, mit der Bemerkung: „Im Auftrage und auf Kosten von N N.“ Wir bitten unsre Freunde, davon Gebrauch zu machen.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Altarlichte,

à Paar	1 Pfd.	$1^1/_2$ Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.
lang	48 cm	52 cm	57 cm	63 cm	67 cm	71 cm
Preis	2,50 ℳ	3,75 ℳ	5,— ℳ	7,50 ℳ	10,— ℳ	12,50 ℳ

Abendmahlshostien,

1000 1,25 ℳ, Doppelhostien, 1000 3 ℳ, liefert in bester Qualität
Grünebergs Buch- und Kunsthandlung
Wollermann & Neumeyer, Braunschweig.

Im Kommissionsverlage bei mir sind soeben erschienen:

Der Besitzstand
des römischen Katholizismus in Sachsen
1815 und 1888.
Im Auftrage des Zweigvereins des Evangelischen Bundes der sächsischen Oberlausitz dargestellt von Pfarrer **Scheuffler**
mit einer Karte von Diakonus **Krohn.**
Preis 50 Pfennige

Zwei ultramontane Reiseberichte
über das Königreich Sachsen
Der Reinertrag ist für die Zwecke des Evangelischen Bundes bestimmt
Preis 10 Pfennige;
50 Stück 4 Mk., 100 Stück 7 Mk., 200 Stück 10 Mk.
Neusalza i. S. **Hermann Oeser**

Bei dem Herannahen der Osterzeit mit ihren zahlreichen **Konfirmationen** machen wir auf ein Buch aufmerksam, welches in hervorragender Weise als Geschenk an Konfirmanden sich eignen dürfte. Es ist jetzt in 5. Auflage im Rauhen Hause zu Hamburg erschienen und unter dem Titel: **„Gebetswort mit Gotteswort auf alle Tage des Jahres von Pastor Kolde,“** (Einfach geb. 1 M. 20 Pf. Eleg. geb. mit Goldschn. 2 M. 20 Pf.) durch jede Buchhandlung zu haben.

Unsern Konfirmanden werden zu dem wichtigen Tage ihrer Einsegnung meistens Geschenke gemacht, welche auch nicht im Entferntesten mit der Feier des Tages zusammenhängen, vielmehr geeignet sind, ihnen den Segen desselben zu verkümmern. Soll nun einmal geschenkt werden, und ist bereits das beste Geschenk „Gottes Wort“ im Besitz des jungen Christen, dann greife man doch etwa zu dem Kolde'schen Buch, welches mit liebender Sorgfalt und feinem Takte gerade dem Bedürfnisse der Jugend entgegenkommt. Die Bibelstellen sind treffend und die Gebete kräftig und kurz.

Hamburg Agentur des Rauhen Hauses

Ein Buch von
Karl Gerok
ist das beliebteste
Geschenk
für die Konfirmations- und Osterzeit.

Vorräthig in den meisten Buchhandlungen. — Verzeichnisse dieser und anderer gediegener Werke gratis und franko von der Verlagshandlung
Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Für Konfirmation, Passion, Ostern.

275 Lutherbriefe. In Auswahl und Uebersetzung herausgegeben von **Dr. C. A. von Hase.** Geb. 6 Mk.

Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches. Zusammengestellt von **Dr. H. Schleiden.** Geb. 3 Mk.

Werner, Aug. Feierstunden. Ein Andachtsbuch. Geh. 3 Mk.

Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig und Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M.